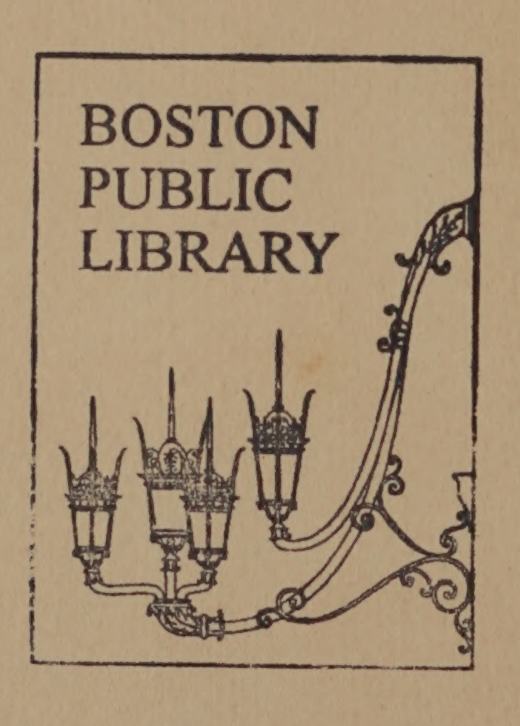
CHARLIE CHAPLIN

HALLO EUROPA!


BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

Mady Klein







Charlie Chaplin

HALLO EUROPA!

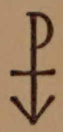
VON

CHARLIE CHAPLIN

*

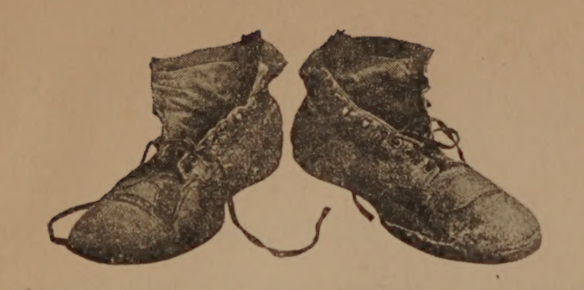
HERAUSGEGEBEN,
ÜBERSETZT UND BEARBEITET VON
CHARLOTTE UND HEINZ POL

*

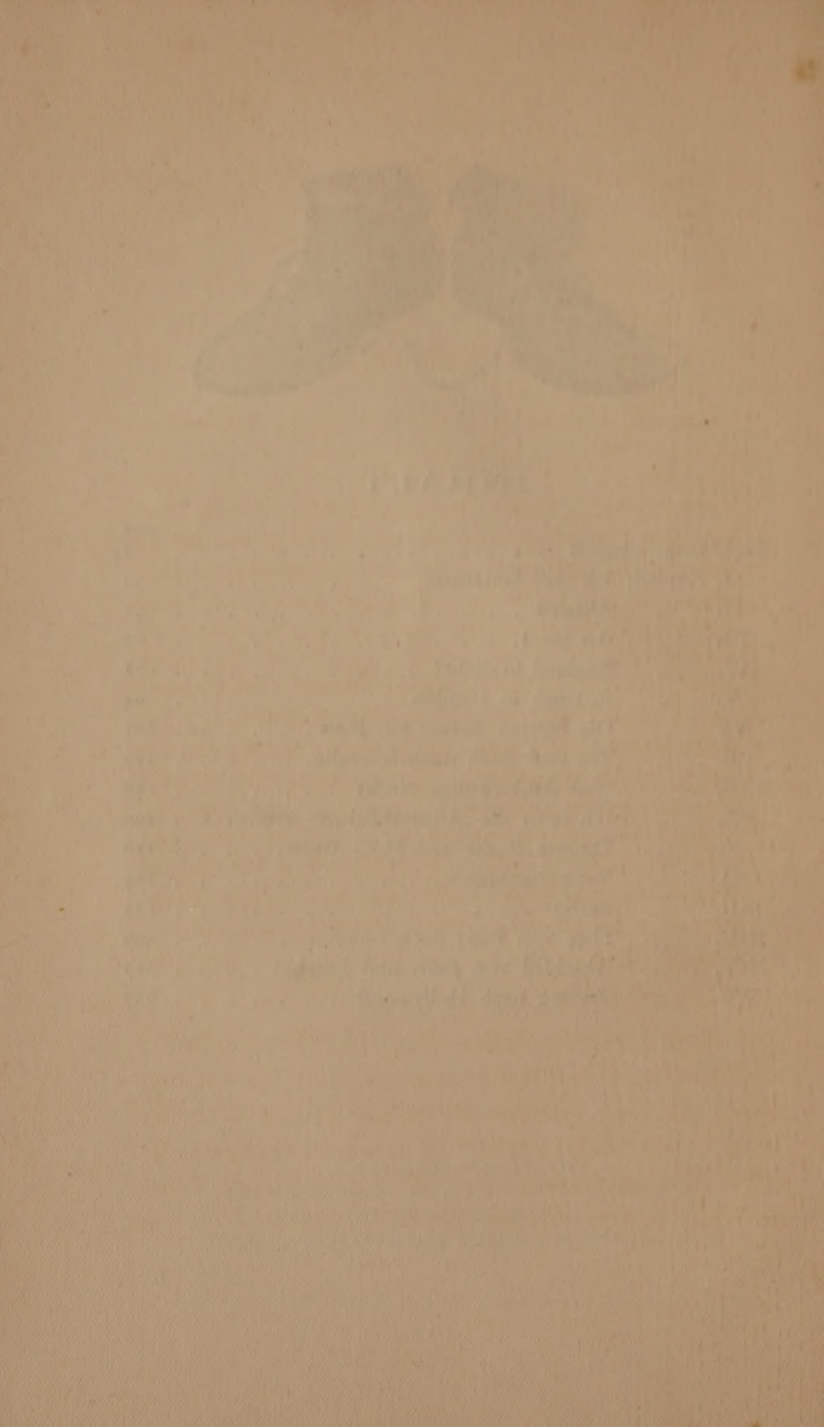


PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



INHALT



CHAPLIN

„Chaplin, Charles Spencer, comedian; b. London, Eng., April 16, 1889, both parents in theatrical business; ed. pub. schs., London; m. 2d. Lita Grey, 1924; 1 son, Spencer. Became identified with Theatre at 7 yrs. of age and was employed in vaudeville theatres, London and provinces; attracted favorable notice in „A night in an English Music Hall“ and came to U. S. with that play, in which performed leading part. Screen debut, 1914, with Keystone Film; with Essanay Co., 1915; Mutual Film Corpn., 1916; signed with new First Nat. Exhibitors. Circuit to make eight two-reel pictures for $ 1000000 1917; began as producer with construction of own motion picture studios at Hollywood, Calif., starring in and directing productions of his own creation; now playing, directing and producing for United Artists Corpn. Mem. Société des Beaux Arts, Paris, France. Club: Congressional, Washington. Adress: Charlie Chaplin Studios, La Brea and de Longprex Avs., Los Angeles, Calif.“

Nur diese zwanzig Zeilen sind in „Who's who?“, Amerikas Buch der Berühmtheiten, über Chaplin, den bisher einzigen genialen Filmkünstler der Welt, zu lesen. Aber „Who's who“ ist streng demokratisch: selbst dem kaufmännischen Weltgenie Henry Ford sind nur knapp dreißig Zeilen gewidmet.

Filmgenie? Jawohl! Es gibt, nicht nur in Hollywood, geniale Filmschauspieler, geniale Filmregisseure und geniale Filmphotographen. Aber Chaplin ist mehr. Chaplin ist der geniale Filmkünstler par excellence, weil er alle Eigenschaften in sich vereint: er ist Darsteller, Manuskriptverfasser, Regisseur — er ist das Universal-Filmgenie.

Große Komiker haben es nicht gern, wenn man sie nur komisch findet: sie möchten alle ein wenig Bajazzi sein. Gewiß, es existiert keine wirkliche Komik, die nicht im tiefsten Grunde einen tragischen Kern umschlösse. Das schönste Lachen der Welt ist das unter Tränen. Auch Chaplin will durchaus nicht nur komisch sein und komisch wirken. Es ist vielleicht das deutlichste Zeichen seines Genies, daß er um das tiefste Wesen der Tragik weiß: nämlich daß sie sich schon wieder komisch nehmen muß, um überhaupt erträglich zu sein. Aber die Welt wird Chaplin nicht vergessen, daß er es war, der sie nach dem entsetzlichen Grauen eines fast fünfjährigen Massenmordes und eines beispiellosen Elends wieder lachen lehrte, frei lachen, unbekümmert lachen, hellauf, prustend und glückselig in sich hineinlachen. Der stärkste Gewittersturm, das Brausen eines vom Taifun aufgewühlten Ozeans würde zu einem Säuseln zusammensinken, mäße man es an dem Gelächter, das die Körper vieler hundert Millionen Menschen der Erde von Spitzbergen bis zu den Süd-Shetland-Inseln vor dem Hütchen, dem kleinen Schnurrbart und den großen

Schuhen schüttelte. Chaplin lehrte die Welt lachen, unsere Welt, die in Krieg, Revolution und Gegenrevolution, die im irrsinnigen Betriebe von 10000-PS-Maschinen und der laufenden Bänder, des Konkurrenzkampfes, der Rekordsucht, des Geldmachens, des erbarmungslosen Ehrgeizes fünfundzwanzig Stunden am Tage vergißt, menschlich zu sein. Die gewissenlosesten Ausbeuter, die nur die Kolossaltürme ihrer Dividenden im kleinen Kopf haben, Hartherzige, Verwahrloste, Verbrecher, Tierquäler, Vertrocknete: sie alle glauben, nicht wahr, vor einem Chaplinfilm schuldlose Kinder zu werden. Und die schwerfälligsten, verlogensten, stursten Menschen sind auch gewiß von den Lachtränen, die sie über Chaplin vergossen, wenigstens für zwanzig Minuten gelöster, beschwingter und reiner geworden.

Hans Siemsen, der das große Verdienst hat, zu einer Zeit, wo in Deutschland noch niemand Chaplin kannte, ihn in ein paar entzückenden Essays uns vorzustellen, berichtet einmal von dem Erlebnis eines ihm bekannten, sehr feinen und reichen Mannes. Dieser erzählte ihm: „Als ich aus dem Kino kam, traf ich mein Dienstmädchen. Sie hatte sich auch Chaplin angesehen. Sie war ganz aufgeregt und sah ganz anders aus, wie ich sie noch nie gesehen hatte, und wir gingen unwillkürlich aufeinander zu, als ob wir beide sehr erfreut wären, uns hier zu treffen. Ich wußte dann nicht recht, was ich ihr eigentlich sagen sollte, wir waren beide ein

bißchen verlegen. Aber irgendein Gefühl von menschlicher Kameradschaft hatte uns für einen Moment zusammengebracht." — Möglich, daß dieser feine Herr dem Dienstmädchen am nächsten Tag gekündigt hat.

Diese unmittelbare, ganz starke Wirkung bleibt Chaplins größtes Verdienst. Nicht sein einziges. Er ist mehr als ein Komiker, nein, mehr gibt es nicht, aber er ist noch etwas anderes als ein Komiker. Chaplin kennt die Widerhaken des Lebens, er kennt sie wie Heine, wie Stendhal, wie Hamsun. Das Leben ist nicht gut und nicht schlecht, nicht schön und nicht gemein, nicht komisch und nicht tragisch, sondern es ist gut und schlecht, schön und gemein, komisch und tragisch. Alles hockt dicht beieinander, aufeinander und durcheinander, und nicht nur vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ein Schritt, sondern auch von der Glückseligkeit zum Elend. Dieses Leben ist eben nur erträglich, wenn wir lachend weinen. Das Berliner Sprichwort, daß jede Wurst zwei Enden habe, ist das verblüffend simple Fazit einer vieltausendjährigen Philosophie. Diese zwei Wurstenden sind tiefste Wahrheit, nie werden wir darüber hinaus gelangen. Alles hat zwei Enden und zwei Anfänge, und zwischen Anfang und Ende ist kein Unterschied. Chaplin weiß darum und zeigt es uns immer und immer wieder. Und auch darum ist er ein Genie.

*

Sicherlich ist Chaplin selbst am meisten befriedigt über diese telegrammknappe Biographie in „Who's who", denn er betont immer — und zum mindesten meint er es halb ernst, wie alles — daß er nur als Künstler gewertet werden wolle, nicht aber als Mensch. Seine Privatperson gehe keinen etwas an. Das ist richtig und falsch, wie alles. Und er selbst hat ja sein Prinzip häufig genug durchbrochen, freilich mitunter wider seinen Willen, z. B. in dem schrecklichen Scheidungsprozeß mit seiner zweiten Frau, wo Einzelheiten seines Lebens breitgetreten wurden, die keinen anderen Menschen angehen.

Aber sein Leben ist interessant und bedeutsam genug, daß man es erzählen kann. Man muß es wenigstens in großen Zügen kennen, um die wichtigsten Teile seiner Filme zu verstehen.

Er ist Engländer und zum mindesten jüdischer Herkunft, wie er selbst im letzten Kapitel dieses seines Buches einem kleinen Mädchen erzählt. Das ist wichtig zu wissen, obgleich man beides ohnedies sofort aus seinem Werk erkennen muß. Denn sein Humor, sein Knockabouttum ist typisch englisch; und das, was hinter den Dingen schlummert, dieses bewegte, riesengroße Meer seiner Komik, die seltsame Buntheit seiner Gesten und Gefühle, die sich selbst zu ironisieren scheinen, vor allem die sich nicht so wichtignehmende Melancholie seiner Augen, alles dies ist jüdisch. Ein Jude als Akrobat — welch scheinbare Paradoxie! Sie würde,

wenn nichts weiter dahinter wäre, nur Erstaunen oder ein Gefühl von Mitleid erregen. Aber über dem rein Spezifischen eines Engländers und eines Juden steht der Allmensch, steht der kleine, geduckte, große, sentimentale, primitive und komplizierte Chaplin, der das Barock seines Verstandes und seiner Empfindungen zu einem hohen gotischen Bogen formt, der ebenso hoch in einen heiteren Himmel ragt, wie er in die dumpfe Erde hineinsinkt. Seine Kunst ist eine schnurgerade Linie, die sich aus lauter winzigen Zickzacken zusammensetzt. Und wie wenig ist sie im schlechten Sinne „amerikanisiert!"

Selbstverständlich ist er erblich belastet: auch seine Eltern spielten Theater. Der Vater war ein nicht unbekannter englischer Komiker, die Mutter sang Chansons. Chaplins erstes Auftreten als Kind in einem Londoner Vaudeville-Theater war, wie er berichtet, ein stürmischer Erfolg.

Aber trotzdem blieb seine Jugend düster. Der Vater war ein unverbesserlicher Trinker, der Frau und Kinder schlug. Langsam sank die Familie ins Artistenproletariertum. Als Junge von elf Jahren kommt Charles in die Fabrik. Der Vater stirbt, das Elend wird noch größer. Charles, vollkommen zerlumpt, versucht, sich wieder ein wenig Geld beim Theater zu verdienen, er findet auch eine Anstellung, aber das Geld reicht nicht hin und nicht her. Natürlich spielt er tragische Kinderrollen, eine Dramatisierung des berühmten Romans „Der kleine Lord" etwa. Aber als die Saison zu Ende ist, wird das Engagement ge-

kündigt, wieder steht er auf der Straße. Er lungert in den elenden Eastend-Bezirken Londons herum, nimmt Tagesarbeit als Maurergehilfe, schiebt Warenballen, füllt Fässer, ist ein paar Wochen Milchkutscher, landet schließlich in einer Glasfabrik und wird dort fast das Opfer einer Explosion. Aus dem Armenkrankenhaus hilft ihm schließlich sein älterer Bruder Sid, der etwas Geld besitzt. Wieder gelingt ihm eine Anstellung bei einer Theatertruppe. Nun endlich beginnt er, Erfolg zu haben. Es ist ein Erfolg, wie er ihn in seinem letzten Zirkus-Film schildert: er war unfreiwillig tolpatschig, der Regisseur raufte sich die Haare, aber das Publikum sank prustend unter die Sitze. Damals fand Chaplin seine Note. Sie schien ihm erst fremd, zu seinem Wesen nicht gehörend, aber er war ja noch jung, und es ist ihm wohl erst viele Jahre später, in Hollywood, aufgegangen, daß er wirklich der halb-tragische Clown ist, den er im Anfang seiner Laufbahn zu spielen gezwungen war. Er wollte jugendlicher Liebhaber sein, dramatisch und elegant, aber das Publikum lachte ihn aus. Am Anfang jedes großen Komikers, ja fast jedes großen Menschen steht eine Katastrophe. Max Pallenberg, der auch als junger Schauspieler mit aller Gewalt jugendlicher Liebhaber sein wollte, war nach seinem ersten schrecklichen Durchfall nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Mit zwanzig Jahren hat kaum einer den Mut, den Willen oder die Erkenntnis, das zu sein, was er ist.

1910 geht Charles mit seiner Theatertruppe — er ist nun schon der Star dieser Truppe — nach den Vereinigten Staaten. Er spielt vor allem Pantomimen. Die bekannteste war „Eine Nacht in einer Londoner Music Hall". Er stellte einen betrunkenen Besucher dar, der die tollsten Dinge in seiner Loge treibt. Es wurde ein ganz großer Erfolg. Überall reiste man herum, bis nach Kanada hinauf. Im Sommer 1912 spielt er in Philadelphia. Eines Morgens bekommt er ein Telegramm. Es ist ein Angebot der Keystone Film Company in New York. Das Telegramm wird der große Wendepunkt in Charles Chaplins Leben. Jedes Genie bekommt eines Tages solch ein Telegramm. Es ist ein Zufall, den man nur begreifen kann, wenn man ihn „Schicksal" nennt. Und es ist fast das Klischee einer Genie-Laufbahn, wenn Chaplin dieses Telegramm zunächst achtlos in den Papierkorb wirft. Er wollte Bühnenkünstler sein und bleiben. Was war 1912 der Film? Eine Sache für Kinder und Dienstmädchen, eine zweitrangige Angelegenheit. Es gab noch keinen Film, sondern nur Kientopp. Brauchte man dazu überhaupt Schauspieler?

Erst fast genau ein Jahr später trifft Chaplin in Los Angeles den Direktor der Keystone Film Company, MacSennett, wieder. Um ihn loszuwerden, fordert Chaplin eine für die damalige Zeit phantastische Filmgage, nämlich 150 Dollar die Woche. Er hat Pech: Sennett unterschreibt sofort den Kontrakt. Wohl oder übel muß Chaplin filmen. Es kommt zur

zweiten Katastrophe. Als die Probeszenen fertig sind und vorgeführt werden, ist Chaplin unmöglich. Die Filme müssen weggeworfen werden. Er hatte geglaubt, wunder wie komisch zu sein, aber es war ihm nicht einmal möglich, eine Miene zu verziehen. Er hatte nicht gefilmt, sondern Theater gespielt: das war sein entscheidender Fehler. Es bewies das Genie Chaplins, daß er damals, 1913 (zu einer Zeit also, als höchstens Asta Nielsen, die das rein schauspielerische Genie des Films ist, es verstand, in ihren Schauerdramen zu filmen und nicht Theater zu spielen), die grundlegende, nie überbrückbare Wesensverschiedenheit zwischen den Brettern und der Leinwand in seiner ganzen Tiefe erkannte. Noch heute gibt es bedeutende Filmschauspieler und Filmregisseure, die auf der stummen Leinwand, welche nur die Bewegung kennt, sprechen und sprechen lassen. Chaplin sah ein, daß das Stummsein des Films den Künstler verpflichtet, mit dem Körper, und nur mit ihm, Worte, Handlungen und seelische Vorgänge auszudrücken. Der Film ist das laufende Band der Bewegungen. Der gespitzte Mund des spielenden Filmschauspielers oder erklärender Text zwischen den Szenen reißen die Glieder des laufenden Bandes auseinander. Von seinem ersten bis zu seinem letzten Film spricht Chaplin nie (höchstens daß er das Sprechen parodiert), ganz selten nur stößt er einen Schrei aus, und die Texte in seinen Filmen sind (in der Originalfassung freilich, nicht in den meist schlechten Bearbeitungen) aufs allersparsamste be-

schränkt. Aber Chaplin hat Augen, Mund, Nase, Schultern, Hände, Füße, Leib. Mit diesen Werkzeugen kann man unendlich viel ausdrücken, alles, jede Freude und jedes Weh. Vor dem Fiasko seines ersten Probefilms sitzend, wurde Charles Chaplin 1913 sehend: er erblickte das wahre Wesen des Films — eines Films, wie es ihn damals noch nicht entfernt gab. Er sah ihn voraus als Schauspieler, als Regisseur und als Dichter.

Was danach kam, war die einzige steile Kurve eines fast märchenhaften Aufstiegs. Mit noch nicht fünfundzwanzig Jahren wurde er innerhalb einiger zerarbeiteter und zergrübelter Tage das, was er heute ist. Wenige Wochen vor Beginn des Weltkrieges wird seine erste Filmgroteske öffentlich vorgeführt. Und zum erstenmal durchschüttelte damals ein paar tausend Menschen jenes helle, tiefe, stürmisch bewegte, gerührte Chaplin-Lachen. Aus Charles Chaplin war Charlie Chaplin geworden.

*

Bis zum Jahre 1918 etwa drehte er jene kleinen, meist einaktigen, eine Viertelstunde dauernden Chaplinaden, die wir (leider noch längst nicht vollzählig) in Deutschland erst vor kurzem und meist nach seinen späteren größeren Werken zu sehen bekommen haben. Aber das schadet durchaus nichts. Das Wunder des Chaplinschen Künstlertums ist ja dies: von Anbeginn stand sein Werk fest; d. h. die Figur, die Welt, in die er sie stellte, die übrigen

Figuren, die Tendenz. Wenn man will, kann man behaupten, daß Chaplin eigentlich nur von ein paar großen Ideen lebt, die er ständig wiederholt und variiert. Vom ersten Film an war er der Vagabund, zerlumpt, bettelarm, mit der Sehnsucht nach Geld, Essen und einer schönen Frau. Von Anfang an stand er mit den herrschenden Mächten in Konflikt, von Anfang an muß er den Polizisten ausweichen oder sie hinters Licht führen. Von Anfang an steht Chaplin außerhalb der Gesellschaft.

Das ist — mit Absicht spreche ich erst jetzt davon — das leuchtendste Phänomen der Chaplinschen Kunst: er ist der größte soziale Künstler der Gegenwart. Seine Welt ist die Welt des vierten und fünften Standes. Er hat das Proletariertum für den Film entdeckt. Bei näherem Zusehen wird man finden, daß seine Filme für die sozialistischen Ideen unendlich viel stärker, weil erschütternder, werben als die gewiß großartigen russischen Filme. Wenn man von dem Potemkin-Film absieht, der das bisher wohl größte Filmkunstwerk ist, rüttelt jede Szene Chaplins das soziale Gewissen des Zuschauers tiefer auf als die meist zu grell plakatierende Manier der Russen. Charlies Mittel sind leiser, scheinbar unaufdringlicher. Er arbeitet indirekt. Er klagt nicht an, er revolutioniert nicht, er schreit nicht: „Nieder mit den Ausbeutern!“. Sondern er zeigt nur. Er schildert. Er bleibt stumm. Gerade deshalb ist die Wirkung um so stärker. Er propagiert, indem er eben nicht propagiert. Ich entsinne mich eines seiner

früheren Filme „Ein Hundeleben“. Da liegt Chaplin, ein armseliges Vagabundenpaket, vor Winterkälte und Hunger zusammenschauernd, hinter dem Bretterzaun eines schmutzigen Vorstadtgrundstückes. Hier ist Chaplins Welt, sein Vagabund schlurft immer nur durch die Vorstädte und durch ihre übelriechenden, stickigen Kaschemmen, einen Fußbreit neben den Abfällen der Reichen. Der Bretterzaun im „Hundeleben“-Film hat ein ganz kleines Loch, durch das der Wind pfeift. Aber Chaplin weiß sich zu helfen, er weiß sich ja immer zu helfen, und wenn es auch nur die Illusion einer Hilfe ist: er nimmt ein bißchen Zeitungspapier, knüllt es zusammen, steckt es in das Loch und streckt sich unendlich befriedigt aus. So, nun kann ihm selbst nichts mehr geschehen. Ja, und dann kommt er in eine Kneipe und möchte zu gern etwas essen. Aber mein Gott, er ist ein Lumpen-Proletarier, nie hat er das großartige Gefühl gekannt, in der Rocktasche die gefüllte Brieftasche zu wissen. So muß er es denn wieder einmal mit der Frechheit versuchen, mit seiner höchst persönlichen Frechheit, die im Grunde nichts anderes ist als Falstaffs Flucht nach vorn. Und so stibitzt er denn ein Brötchen nach dem andern auf eine unheimlich akrobatisch geschickte Weise, bis der entsetzte dicke Wirt den Trick endlich heraus hat. Ein mächtiger Schlag, aber er trifft natürlich den Polizisten, der eigentlich auch gerade Chaplin wegen seines Stibitzens verhaften wollte. Charlie aber ist mit



Der junge Chaplin



Chaplin, Mary Pickford, Fairbanks und Lubitsch in Hollywood „Scharaden“ aufführend

seinem Hütchen schon auf und davon. Wir mit ihm.

In seinen ersten Einaktern also steht die Form schon felsenfest, ohne daß man zu sagen berechtigt wäre, daß sie nur Vorstudien zu seinen späteren großen Filmen wie „Pilgrim", „Goldrausch" und „Zirkus" seien. Was diese ersten Filme so ganz besonders auszeichnet, ist ihre für damalige Kinobegriffe beinahe unfaßbare Intensität. Es gibt nur eine Handlung, die Chaplin-Handlung. Und es existieren keine „Statistenrollen", denn die Mitspielenden stehen nicht irgendwo im Raum herum, sondern gehören in das Chaplin-Milieu wie die Schuhe, der Hut und die Augen.

Oberflächliche Kritiker haben das Wesen der Chaplinschen Komik mit der Unzahl seiner grotesken Einfälle zu umreißen versucht. Nichts falscher als das. Auch Buster Keaton und Harold Lloyd haben die komischsten Einfälle, auch sie sind unendlich grotesk und witzig. Aber Buster Keaton, der an Können weit Harold Lloyd übertrifft, klügelt seine Einfälle aus, er baut sich seine eigene bizarre Welt auf, er kennt nicht die wirkliche Welt, die viel komischer, viel tragischer, viel bizarrer ist. Man lacht, aber es sind Unmöglichkeiten, über die man lacht. Buster Keaton ahnt nicht einmal, daß viele Millionen Chaplins wirklich in der Welt herumlaufen.

Nein, Chaplins Komik ist alles andere als Situationskomik. Die Handlung seiner Filme schleppt sich

nicht, ja gleitet nicht einmal von Situation zu Situation, sondern die Situationen wachsen aus der Handlung heraus wie Äste aus einem breiten Baum. Es ist immer selbstverständlich, daß es so kommen muß. Logik überrumpelt immer am stärksten: Charlies Zufälle sind sein Schicksal.
Ein türkisches Sprichwort lautet: „Wenn der Schlemihl im Sommer badet, stößt er auf Eis.“ Aber Chaplin ist ein Über-Schlemihl. Es existiert zwar nichts, wo er nicht anstößt, aber schließlich kommt es doch immer so, daß sich der Gestoßene noch weit mehr getroffen fühlt als Chaplin selbst. Chaplin kennt nicht „Hie Sieger — hie Besiegter“. In so groben Begriffen denkt er nicht.
Selbstverständlich das Milieu, selbstverständlich die Armut, selbstverständlich die Sehnsucht, selbstverständlich die Frechheit, selbstverständlich die Angst, selbstverständlich der Triumph und selbstverständlich am Schluß die Resignation. Das Ende ist ja wohl immer traurig. Warum sollte es anders sein? Das Geld rollt nur zu den Reichen, und die Frauen mögen ihn zwar gern, ja sie nutzen ihn auch manchmal ein bißchen aus, aber lieben? Wer liebt schon zerlumpte, schüchterne Außenseiter? Wenn der kleine Vagabund sein Herz verliert, dann ist es nämlich um ihn geschehen. Dann entschwinden Frechheit, Ironie und Verschlagenheit, zurück bleibt das beschämende Gefühl grenzenloser Armseligkeit, die ihre Blöße nur am Anfang mit dem bestrickenden Charme der vagen Hoffnung um-

hüllt. Die Frauen verstehen wohl diese Zartheiten einer kindlichen Seele, aber keine vermag den handgreiflichen Lockungen eines robusteren Willens zu widerstehen. „Good bye, Charlie," sagen sie zum Abschied, „bist ein lieber Freund. Darfst uns immer mal wieder besuchen." Und werfen sich überglücklich dem Nebenbuhler in die Arme. So müssen dann in der letzten Szene die großen Füße des kleinen Chaplin sich abwenden; zuerst stolpern sie fast übereinander vor Wehmut, Trauer und Bitterkeit, dann aber trippeln sie voll bitter-süßen Galgenhumors zur nächsten Vorstadt oder zum nächsten Bretterzaun. „Hoppla," rufen die Füße, „wir werden uns hüten, das Leben zu ernst zu nehmen, dazu ist es viel zu ernst!"

Dennoch gibt es Momente absoluter Tragik selbst bei Chaplin, der doch immer etwas über den Dingen steht, weil er so tief in ihnen steckt. Unvergeßlich ist mir jene Szene aus dem „Kid"-Film, in der er sich aufs wütendste mit dem Polizisten prügelt, der ihm den Jungen wegführen will. Es ist die einzige Stelle in seinen Werken, wo Charlie, blutig ernsthaft geworden, schlägt, also nicht wie sonst vor dem Polizisten flieht oder ihn überlistet, sondern in der grauenhaften Angst, daß man ihm sein Liebstes nehmen will, für eine Minute zum Helden wird. Alles andere ist in diesem Augenblick vergessen, ja ihm kommt nicht einmal der Gedanke, eine List anzuwenden. Er schreit auf und haut blind vor Tränen drauflos.

Diese Szene gehört wohl zu den tiefsten und wunderbarsten, die es im Film je zu sehen gab.

*

1918 macht sich Chaplin, der seine Filme bis dahin bei Keystone hatte drehen lassen, selbständig. Auch das war für die damalige Zeit ein ganz ungewöhnlicher Schritt, nämlich, daß ein Filmstar sich sein eigenes Studio gründete und selbst den Vertrieb seiner Filme übernahm. Ein Jahr später, 1919, gründete dann Chaplin in Gemeinschaft mit Mary Pickford, Douglas Fairbanks und dem Regisseur Griffith die United Artists Corporation, der nach und nach die bedeutendsten amerikanischen Filmschauspieler und -schauspielerinnen (Lilian Gish, Norma Talmadge, Corinne Griffith, John Barrymore usw.) beitraten. Von 1920 ab begann Chaplin — der inzwischen in Amerika so berühmt geworden war, daß er sich öffentlich kaum mehr sehen lassen konnte, ohne von Hunderten von Menschen und Kindern umringt zu werden — größere Filme zu machen, Zwei- und Dreiakter. In jene Zeit fallen die Filme „Hundeleben", „Der Sträfling", „Die Chaplin-Quelle", „Der Auswanderer", „Chaplin als Hüter der öffentlichen Ordnung", „Zahltag". Dann brachte er in den Jahren 1920 bis 1922 die ersten beiden Großfilme, den „Kid" und den „Pilgrim", heraus; nach einer längeren Pause folgten „Goldrausch" (1924) und schließlich (1927) „Zirkus", an dem er, mit langen Unter-

brechungen freilich, fast drei Jahre drehte. Auch für „Goldrausch" brauchte er rund zwei Jahre. Er hatte die weibliche Hauptrolle von seiner zweiten Frau spielen lassen. Nachdem der Film vollkommen fertig war, gefiel ihm die Darstellung seiner Frau nicht, er warf fast den ganzen Film ins Feuer und drehte ihn noch einmal mit einer anderen Schauspielerin.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten Chaplins, daß er sich Zeit läßt. Er kommt mitunter wochenlang nicht in sein Atelier, weil er keine Stimmung hat oder weil ihm nichts Rechtes einfällt. Er wartet ab, er zwingt nichts. Aber er ist doch durchaus nicht etwa das, was man landläufig ein Genie nennt, das von seinen paar göttlichen Einfällen lebt. Solche Menschen gibt es überhaupt nur in den Romanen. Die Genies fallen vom Himmel, gewiß, aber sie würden es auf Erden zu keinen genialen Leistungen bringen, wenn sie nicht arbeiteten, und mehr arbeiteten als die gewöhnlichen Menschen, die im allgemeinen der Ansicht sind, sich auf ihre Talente verlassen zu können. Chaplin ist — wie seine Umgebung zu berichten weiß — ein fanatischer Arbeiter. Und seine Arbeitsweise scheint mir typisch für geniale Menschen seiner Gattung und Art. Er gehört nicht zu den robusten Arbeitstieren. Er darf sich nur auf sein überempfindliches Fingerspitzengefühl verlassen. Zu keinem seiner Filme existiert ein Szenario. Er notiert sich ein oder zwei Hauptideen, die ihm irgendwann eingefallen sind, dann geht er ins Atelier und fängt zu drehen an. Und

von Idee zu Idee schreitend — es dauert manchmal monatelang, bis er einen neuen, ihm würdig scheinenden Einfall hat — dreht er weiter. Er ändert zehnmal, zwanzigmal, wenn ihm etwas nicht gefällt: er arbeitet mit der Ruhe des nervösen Künstlers. Einmal — zwischen „Pilgrim“ und „Goldrausch“ — drehte er „The Woman of Paris“, in dem er lediglich die Regie führte. (Nur eine Sekunde tritt er einmal, fast unkenntlich, als Gepäckträger auf.) Die Hauptrolle spielte die zarte, blonde Edna Purviance, die bis zu jener Zeit in allen seinen Filmen seine Partnerin gewesen war. Ihr Partner in „Woman of Paris“ war Adolphe Menjou, der — wie Jackie Coogan und Buster Keaton — eine Entdeckung Chaplins ist. Für diesen Film, der in Deutschland unter dem wenig schönen Namen „Nächte einer schönen Frau“ lief, verdrehte Chaplin ungefähr das Dreißigfache dessen, was er nachher als endgültige Fassung herausschnitt. Er ist nicht bloß der bestbezahlte Filmschauspieler der Welt, sondern auch der teuerste Regisseur. „Woman of Paris“ ist übrigens die einzige Enttäuschung im Schaffen Chaplins. Man sieht wunderbar stille Szenen und Bilder, aber die Handlung schwankt zwischen zu dick aufgetragener Sentimentalität und nicht minder vulgärer Brutalität am Schluß. Die Durchführung der Ideen, die allerdings von Chaplin stammt, wie die ganze Fabel selbst, war verfehlt.

*

Ich bin gezwungen, in diesem Zusammenhange etwas von Chaplins Frauen zu erzählen. Vielmehr nur von seiner ersten Frau, denn die Geschichte seiner zweiten Frau, der er nicht nur einen finanziellen, sondern einen schweren seelischen und körperlichen Zusammenbruch verdankt, beschäftigte ja lange genug die Zeitungen der ganzen Welt. Auch seine erste Ehe mit Mildred Harris ging nicht gut aus. Er heiratete sie 1917, aber schon drei Jahre später lief man auseinander. Auch hier erst nach einem Prozeß, der natürlich eine Sensation für Amerika war. Auch hier schon ein finanzieller Streit, der allerdings nur um Hunderttausende von Dollars ging. Frau Mildred Harris hat nun — und deshalb erwähne ich sie — vor einiger Zeit ihre Erinnerungen an Chaplin niedergeschrieben. In ihnen versucht sie, auf eine durchaus sympathische Art dem schwierigen Menschen Chaplin gerecht zu werden. Vieles von dem, was sie erzählt, ist interessant, weil ja der Privatmann Chaplin vom Künstler Chaplin gar nicht zu trennen ist.

Frau Mildred Harris berichtet also, daß der merkwürdige Charakter Chaplins ihr schnell genug bekannt wurde: „Es gab schon während unserer Flitterwochen Zeiten, wo Chaplin bewegungslos in einem Stuhl saß und in die Luft starrte. Mit Sicherheit fühlte ich dann, daß er nur an die Probleme in seinen Ateliers dachte. Als wir nach Hollywood zurückkamen, wurden die Stunden melancholischer Bewegungslosigkeit immer häufiger."

Mildred Harris beklagt sich über sein unstetes We-

sen, das nicht nur seine Umgebung, sondern ihn selbst aufs schrecklichste tyrannisierte: „Er hatte Tage und Wochen, wo er mit niemandem ein Wort sprach. In solchen Perioden konnte er niemanden in seiner Nähe dulden."

Sie berichtet auch von Chaplins Interessen und Lebensgewohnheiten: sein Lieblingsschriftsteller sei Edgar Allan Poe, es folgten Oskar Wilde und Mark Twain. Diese Auswahl scheint mir ebenfalls charakteristisch für ihn. Über seine Arbeitsweise erzählt Frau Mildred Harris das, was alle anderen, die ihn kennen, bestätigen: „Es war, wenn er einen neuen Film vorhatte, als ob er auf einem anderen Planeten weilte. Oftmals vergaß er zu essen, und wenn ich ihn daran erinnerte, hörte er mir nicht einmal zu. Er verlor vollkommen den Begriff der Zeit, oft arbeitete er ganze Nächte hindurch, ohne daß es ihm überhaupt bewußt wurde. Es war schrecklich, mit ansehen zu müssen, wenn er nach der anstrengenden Arbeit im Atelier nach Hause kam und, statt auszuruhen, sich die ganze Nacht mit den Problemen seiner Filmarbeit beschäftigte. In langsamer und qualvoller Arbeit entstand eine Szene nach der anderen. Ich glaube kaum, daß sich Charlie jemals fragte, wie sein Film den Zuschauern gefallen würde. Er arbeitete gleichsam nur für sich selbst. Nur seine eigene Zufriedenheit war für ihn richtunggebend. Ich erinnere mich einer kleinen Szene, die für ihn charakteristisch war. Es handelte sich um eine ganz unbedeutende Sache.

Einer der Schauspieler mußte ein heißes Würstchen essen. Charlie wollte, daß er es mit einem überglücklichen Ausdruck des größten Behagens und Vergnügens tat. Ein Schauspieler versuchte es, dann ein anderer, dann ein dritter. Es war wirklich eine ganz unwesentliche Szene. Und doch konnte keiner von den dreien Charlie zufriedenstellen. Endlich fand er einen, der es fast gut machte. Daraufhin fing er an, es ihm vorzuspielen. Stundenlang quälte er ihn mit den kleinsten Details dieser Szene, immer wieder mußte der Schauspieler es wiederholen, bis der Ärmste nicht mehr weiter konnte. Es war ihm ganz unmöglich geworden, noch einen einzigen Bissen herunterzuwürgen. Dabei muß man bedenken, daß die ganze Szene höchstens eine einzige Minute im fertigen Film dauerte. Und als Charlie die Stelle dann im Kopierraum sich ansah, war er doch noch unzufrieden und schnitt sie einfach heraus."

Über den Weg des Genies fließt der Schweiß in Bächen.

*

Die Ehe mit Frau Mildred Harris ging auseinander, nachdem ihr Kind kurz nach der Geburt gestorben war. Und Mildred Harris erzählt, wie sehr er damals litt, denn er liebt Kinder abgöttisch. Nun, das wissen wir auch, und es ist ein sehr wesentlicher Teil des Chaplinschen Genies, daß sein ganzes Herz den Kindern, den Tieren, den hilflosen Kreaturen gehört. Auch diese Liebe wird in jedem seiner Filme leuchtend sichtbar. Das ist ganz natürlich.

Es gibt keinen großen Menschen, der nicht in sein Schaffen privateste und intimste Neigungen mit einverwebte. Chaplin ist sozial aus Anstand des Herzens. Und er hat den selbstverständlichen Mut, in seiner Weise es zu bekennen.
Frau Mildred Harris erzählt eine sehr hübsche Anekdote über seine Kinderliebe: John Kunsky, der millionenschwere Besitzer verschiedener Kinopaläste, lud ihn einmal nach Detroit ein. Da ihm sehr viel an Chaplin lag, versprach er ihm unendlich viel Schönes: ein Bankett mit Henry Ford und andere Vergnügungen. Trotzdem gelang es ihm nicht, Chaplin zur Annahme dieser Einladung zu bewegen. Schließlich machte Kunsky einen verzweifelten Versuch: er teilte ihm mit, daß alle Kinder der Stadt ihn sehnsüchtig erwarteten. Unverzüglich schickte Chaplin ein Telegramm ab: „Komme mit dem nächsten Zug."
Nur so ist jene wundersam-heroische „Kid"-Szene möglich gewesen.
Nun ja, man kann alles in seine Werke hineingeheimnissen und doppelt soviel dann wieder aus ihnen herauslesen. Es wird Leute geben, die unumstößlich mit Tatsachen belegen, daß Chaplin nur tragisch ist, wie es andere gibt, die belegen können, daß er nur komisch sei. Aber ich finde, daß seine Kunst zu einfach ist, um auf einen so simplen Nenner gebracht werden zu können. Alle präzisen Erklärungen und Deutungen müssen unzulängliche Versuche bleiben, in die man notgedrungen mehr von

seiner eigenen Persönlichkeit hineinlegt als von der Chaplins. Meine Meinung ist die: die Chaplinaden sind Märchen. Märchen, in denen die guten Menschen leiden, weil sie von den bösen Menschen gequält werden. Und nur der kleine Vagabund, der immer zwei Schritt beiseite oder dahinter steht, kommt auf die seltsamste Weise durch alle Fährnisse hindurch. Seine einzige Leidenschaft ist, eine Geliebte zu haben und zufrieden leben zu können. Daß dies das Schwerste ist, was ein Mensch erreichen kann — ist das etwa seine Schuld? So muß er denn ein bißchen das Schicksal beschummeln. Mit Charme beschummeln, denn sonst ginge es überhaupt nicht. Und siehe da: man kommt durch, einfach weil man so tut, als ob man hindurchkommt. Die Chaplinaden sind die realsten Märchen, die wir kennen. Sie sind bittersüß. Aber ich gebe zu, daß man Chaplins Kunst auch ganz anders erklären kann.

*

Noch immer wird gerade in Deutschland Chaplin viel zu wenig gezeigt. Nur hier und da spielt einmal eines der Kinotheater eine ältere Chaplinade. In Paris z. B. laufen in jeder Woche in zwei, drei größeren Kinos alte und älteste „Charlot"-Filme. Wir in Deutschland kennen sogar noch immer längst nicht alle seine Filme. Man muß schon nach Wien, Kopenhagen oder Brüssel reisen, um sich etwa den wundervollen „Pilgrim" anzusehen. Die Reise würde lohnen. In diesem Film gibt es eine unnach-

ahmliche Szene, die übrigens der wohl schlagendste Beweis ist, wie tief Chaplin das wahre Wesen der Filmkunst, nämlich seine Stummheit, nicht nur begriffen hat, sondern auch auszunützen versteht. Es ist die Szene, wo er als falscher Prediger in der Kirche den Leuten die Geschichte von David und Goliath erzählt. Mit den sparsamsten Bewegungen schildert er plastischer als der schönste Redner den Zweikampf, das Schleudern, die Niederlage und den Sieg. (Nie hatte ich gewußt, wie wunderschön und wie atemraubend die Geschichte von David und Goliath ist.) Der Erfolg ist allerdings, daß nur ein kleiner Junge in der Kirche es wagt, vor Entzücken in die Hände zu klatschen, als Chaplin sich am Schluß auf der Kanzel wie eine Diva verneigt. Die Erwachsenen trauen sich und ihrem neuen Prediger nicht recht.

Einmal, 1917, hat er auch einen Kriegsfilm („Shoulder Arms") gemacht, in dem er nicht nur mir nichts dir nichts aus purem Zufall eine ganze deutsche Armee gefangennimmt, sondern darüber hinaus den Militarismus auch seines Landes mit ein paar gespenstisch einfachen Späßen ad absurdum führt.

Folgendes denke ich: wenn wieder ein Weltkrieg ausbricht, dann sollte ein ganz starker und einflußreicher Mensch kommen, der zwischen die Schützengräben eine riesige Leinwand spannte, um dann ein paar Chaplin-Filme zu zeigen. Müßte dann nicht unter dem befreienden Gelächter der Krieg in wenigen Minuten beendet sein?

Eine schöne Illusion!
Und so wollen wir uns mit der Wirklichkeit begnügen: daß da jetzt in Hollywood ein schmächtiger Mann lebt, noch jung, aber schon ganz grauhaarig, der uns mit seinen Zelluloidstreifen entzückt und immer wieder hinreißen wird. Denn die zwanzig oder vierzig Minuten, die er uns hinreißt, spenden so zahllose Wunder eines weisen Herzens, daß selbst Menschen, die seine Clownerien nur zu belachen vermögen, irgendwann einmal die erschütternde Erkenntnis überfällt:
„Charlie Chaplin — aber das bin ja ich!"

Heinz Pol

I. Kapitel

ICH WILL FAULENZEN

Eine Nierenpastete, eine Influenza und ein Kabeltelegramm waren an der ganzen Sache schuld. Möglich, daß auch ein bißchen Heimweh und die Sucht nach Applaus mitspielten. All das trieb mich zu meiner Europareise.

Sieben Jahre hatte ich unausgesetzt in der kalifornischen Sonne gestanden, einer Sonne, die durch das Studio Cooper-Hewitts noch künstlich verstärkt wurde. Sieben Jahre lang hatte ich nur nach einer einzigen Richtung hin gearbeitet und gedacht — nun wollte ich fort. Fort von Hollywood, von der Filmkolonie, von den Manuskripten, vom Zelluloidgeruch der Ateliers, fort aus der Welt der Kontrakte, Pressenotizen, Filmschneideräume, Menschenmassen, Badeschönheiten, Eierkuchen, fort von den großen Schuhen und dem kleinen Schnurrbart. Ich fühlte mich eingehüllt in eine Wolke von Betriebsamkeit, aber es war eine Art Betriebsamkeit, die mir schon wieder Stagnation schien.

Ich wünschte mir Ferientage, um auf andere Gedanken zu kommen. Schließlich hat selbst der

Clown seine vernünftigen Momente, und mir taten sie bitter not.
Ich hatte gerade den „Kid“ und „The idle Class“ beendet und wollte einen neuen Film beginnen. Alles war schon abgeschlossen, Manuskript und Rollenverteilung in Ordnung. Aber ich fühlte mich müde, schwach, deprimiert. Eben hatte ich einen Influenzaanfall glücklich überwunden und befand mich in einer Ichweißnichtwasichwill-Stimmung.
Da lud mich Montague Glas zum Abendessen zu sich nach Pasadena ein. Ich hatte noch viele andere Einladungen, aber bei der war es sicher, daß es eine Nierenpastete geben würde. Eine meiner schwachen Seiten. Ich kam fast zu früh an; die Pastete war eine Symphonie. Monty Glas, seine reizende Frau, ihre kleine Tochter, der Zeichner Lucius Hitchcock und seine Frau, das war alles, eine kleine Hausgesellschaft, fern von roten Lichtern und Jazz-Orchestern. Es erweckte in mir Klänge einer Erinnerung, ohne daß ich sagen könnte welcher.
Nach beendigtem Sturmangriff auf die Pastete ins Wohnzimmer vors Kaminfeuer. Unterhaltung, kein Atelierjargon und kein dummes Gerede. Ideenaustausch: Gedanke formt sich aus Gedanken. Ich entdeckte, daß Montague Glas mehr war als der Autor von „Potasch und Perlmutter“. Er dachte. Auch war er ein vollendeter Musiker. Er spielte Klavier, ich sang. Nicht als Hauptträger der Unterhaltung, sondern als Teil einer Gruppe von Menschen, die ein paar nette, gemütliche Stunden miteinander

verbrachten. Wir führten Scharaden auf. Der Abend ging zu schnell vorüber. Er machte mich sehnsüchtig. Hier war ein Heim in seinem wahren Sinne. Hier war ein Mann mit künstlerischen und geschäftlichen Erfolgen, der zu alledem noch verstand, sein Haus in Ordnung zu halten ...

Ruhelos fuhr ich nach Los Angeles zurück. Ein Telegramm aus London wartete auf mich. Es teilte mir mit, daß mein letzter Film, „Kid", gerade in London aufgeführt werden sollte. Da er mein bester genannt wurde, schien der Zeitpunkt günstig, nach meinem Geburtslande zu reisen. Diese Reise hatte ich mir seit Jahren selbst versprochen.

Wofür interessiert sich Europa wohl nach dem Kriege, überlegte ich.

Ich war niemals bei der Erstaufführung eines meiner Filme gewesen. Die Premieren fanden für mich in den Vorführräumen von Los Angeles statt. Dabei vermißte ich immer irgend etwas Lebendiges und Erregendes. Gewiß, ich hatte Erfolg, aber der hatte sich irgendwo anders abgespielt. Nie hatte ich ihn mit eigenen Augen gesehen und davon gekostet. Es mußte einer kommen und mich vorwärtsstoßen. Ich spürte förmlich schon die Püffe bei der Ankunft in England und wenn ich wieder abreiste. Wie oft hatte man mir gesagt, daß es in meiner Macht stünde, ganz London aus dem Häuschen zu bringen. Wer will so etwas nicht? Und dazu noch das drohende Gespenst eines nervösen Zusammenbruchs,

sowie die Folgen meiner Influenza, von der Nierenpastete ganz zu schweigen.

Mich überfielen die schönsten Reiseträume, und schon war alles übrige beschlossen. Ich mußte die Gelegenheit beim Schopf ergreifen. Vielleicht war der „Kid“ mein letzter Film? Vielleicht also würde ich nie wieder Aussicht haben, mich in der Sonne des Ruhms zu baden? Und ich wollte unbedingt Europa sehen: England, Frankreich, Deutschland und Rußland. Europa war neu.

Es war zuviel. Ich stoppte die weiteren Aufnahmen zum neuen Film, entschlossen, am nächsten Abend nach Europa abzureisen, und wenn sich die „Unmöglich“-Schreier noch so sehr ärgerten. Billetts wurden besorgt, wir packten. Alle Welt war entsetzt. Ich freute mich darüber; ich wollte jeden entsetzen.

Fast ganz Hollywood, glaube ich, war am nächsten Abend am Zuge, um mich abfahren zu sehen. Schwestern, Cousinen und Tanten. Warum ich ginge? Eine geheime Mission, sagte ich. Das war eine wirksame Antwort. Die meisten meinten, ich ginge nach Europa, um zu filmen. Denn würden sie es wohl verstanden haben, wenn ich ihnen erzählt hätte, daß ich nur Ferien machen wollte? Ich glaub's nicht.

Es gab die üblichen Abschiedsszenen am Zug. Die große Menschenmenge überraschte mich, aber das war nur ein Vorspiel kommender Ereignisse. Ich will nicht die Abschiedsgrüße aufzählen, die man

mir zubrüllte. Es waren die landläufigen, denke ich. Immerhin: einer traf. Mein Bruder Sid stürzte sich im letzten Augenblick auf einen meiner Begleiter: „Um Gottes willen, erlauben Sie nicht, daß er sich verheiratet!“ schrie er. Die Leute lachten, ich erschrak.

Der Zug dampfte ab, und ich setzte mich hin, um mich während der dreitägigen Eisenbahnfahrt etwas zu erholen. Ich aß im Speisewagen, manchmal auch in unserem Salon. Hauptsächlich schlief ich hartnäckig. Das tue ich unterwegs immer, ich hasse Reisen. Die Gesichter, die ich auf dem Bahnsteig in Los Angeles zurückgelassen hatte, fingen jetzt an, mir freundlicher und anziehender zu werden. Sie schienen mir nicht mehr von der Sorte, vor der man unbedingt die Flucht ergreifen mußte. Aber ich hatte nun einmal die Flucht ergriffen, wenn auch das Ganze, wie gesagt, vielleicht nur eine optische Täuschung war, von meiner inneren Unruhe künstlich genährt.

Zweitausend Meilen taten wir immer dasselbe, und dann wiederholten wir es. Möglich, daß interessante Leute im Zuge waren, ich fand sie nicht. Der Prozentsatz von interessanten Leuten ist zu klein. Meistens spielten wir „Solitaire“. Das kann man oft spielen während einer Zweitausendmeilen-Fahrt.

Wir kamen nach Chikago. Ich liebe Chikago. Ich bin niemals längere Zeit dagewesen, aber ich habe in dieser Stadt eine fieberhafte Aktivität entdeckt. Ihr Rekord heißt: „Betriebsamkeit“.

Aber für mich persönlich heißt Chikago „Carl Sandburg", dessen Dichtungen ich besonders schätze, und den ich in Los Angeles kennengelernt hatte. Ich mußte Carl wiedersehen und auch auf dem Bureau der „Daily News" vorsprechen. Das Blatt hatte einen großen Filmmanuskript-Wettbewerb ausgeschrieben. Ich war einer der Richter, zufällig war auch Carl Sandburg bei derselben Zeitung.

Wir gingen zuerst ins Blackstone-Hotel, wo eine ganze Zimmerflucht für uns bereitgestellt worden war. Die Hotelleitung überschüttete uns mit Höflichkeiten. Dann kamen die Reporter. Diese Leute sind einfach unbeschreiblich: „gemietete Fragezeichen" könnte man sie nennen.

„Mr. Chaplin, warum gehen Sie nach Europa?"

„Um auszuspannen."

„Wollen Sie drüben Filme drehen?"

„Nein."

„Was fangen Sie mit Ihren alten Schnurrbärten an?"

„Die schmeiß ich weg."

„Was fangen Sie mit Ihren alten Spazierstöcken an?"

„Schmeiß ich weg."

„Was fangen Sie mit Ihren alten Schuhen an?"

„Schmeiß ich weg."

Der Reporter handelte ganz richtig. Denn er fragte all dies höchst eilig, bevor er beiseitegeschubst wurde und zwei schwarze Augen, die durch Gläser mit Schildpatteinfassung blickten, in Aktion traten.

Ich setzte mein ges. gesch. „Grinsen" auf, das, wie ich festgestellt hatte, bei Interviews besonders wirksam war.
„Mr. Chaplin, haben Sie Ihren Spazierstock und Ihre Schuhe bei sich?"
„Nein."
„Warum nicht?"
„Ich glaube nicht, daß ich sie brauchen werde."
„Wollen Sie sich drüben in Europa verheiraten?"
„Nein."
Die schwarzen Augen zogen mit dem Strom weiter. Als sie vorbei waren, stellte ich mein „Grinsen" für einen Augenblick ab. Aber ebenso schnell setzte ich es wieder auf, denn eine reizende junge Dame hatte mich am Arm gepackt.
„Mr. Chaplin, glauben Sie, daß Sie sich einmal verheiraten werden?"
„Ja."
„Mit wem?"
„Das weiß ich nicht."
„Möchten Sie gern den Hamlet spielen?"
„Warum? Ich weiß nicht recht, ich habe noch nicht viel darüber nachgedacht, aber wenn Sie meinen, daß irgendwelche Gründe dafür sprechen . . ."
Aber sie war schon weitergegangen. Eine vierte Zeitungskoryphäe pflanzte sich vor mir auf.
„Mr. Chaplin, sind Sie Bolschewist?"
„Nein."
„Warum gehen Sie dann nach Europa?"
„Um Ferien zu machen."

„Was für Ferien?“
„Herrschaften, ihr müßt mich entschuldigen, aber ich habe im Zuge schlecht geschlafen und muß ins Bett gehen.“
Während ich wie ein Fußballspieler ein Loch in die feindliche Stürmerreihe bohrte, sah ich durch die offene Schlafzimmertür eine Hand freundlich mich hineinwinken. Eilends machte ich mich davon. Zum ersten Male erkannte ich, was für ein Terror mich auf meiner Reise erwartete. Weniger die Menschenspaliere, die sind nett und an denen kommt man schnell vorbei. Aber die Interviewer!
Wir gingen in die Redaktion der „News“, der Weg verlief ohne Zwischenfall. Dort aber traf ich auf Photographen. Ich mache mir gar nichts aus ihnen. Ja, Photographien hasse ich.
Aber die Prozedur mußte erduldet werden. Ich war eben Richter im Wettbewerb, und man mußte Bilder von den Richtern haben. Nun hatte ich bisher Richter immer für recht würdevolle Persönlichkeiten gehalten und sie auch so dargestellt, aber von diesen Photographen lernte ich einiges zu. Ihre Vorstellungen von der Art und Weise, wie man einen Richter zu photographieren hatte, waren, ihn Kopf stehen oder mit dem einen Bein gen Osten weisen zu lassen. Außerdem verlangten sie einen Schnurrbart, einen steifen Hut und einen Spazierstock.
Es war unvermeidlich:
Ich konnte von Chaplin nicht loskommen.
Wo ich mir doch so sehr Ferien wünschte!

Wenigstens traf ich Carl Sandburg, das war eine Oase in allem Elend. Wir erinnerten uns der Tage in Los Angeles und plauderten sehr nett.
Zurück zum Hotel: Reporter, noch mehr Reporter, weibliche Reporter. Ein Fragenschwall: „Mr. Chaplin . . .“
Aber ich entwischte. Was für ein gemütliches Schlafzimmer! Jetzt hatte ich schon mehr Erfahrung, ich fühlte, daß ich es bei diesem zweiten Reporterangriff schon besser machte. Ich wollte meinen Plan ausprobieren und sehen, ob mir das Entwischen ins Schlafzimmer sicher gelang. Unbedingt wollte ich es auf der Stelle versuchen. Ich ging also wieder heraus zu den Reportern, um es ihnen endlich zu geben, aber sie waren schon fort. Und als ich, gleichsam zur Probe, ins Schlafzimmer zurückwich, fiel es sehr mau aus. Der Effekt ging ganz verloren.
Essen, Packen, und dann wieder in den Zug. Jetzt nach New York. Wieder Menschenmassen auf dem Bahnhof; es war ganz angenehm. Außerdem Amateurphotographen. Diesmal machte ich keinen Bogen um sie, denn sie forderten mich nicht auf, Posen zu machen.
Auch Carl war auf dem Bahnsteig.
Ich mußte etwas besonders Nettes zu ihm sagen, etwas, was Eindruck auf ihn machte. Mir fiel nichts ein. Ich sprach nur über Nichtigkeiten und fühlte, daß er es bemerkte. Krampfhaft suchte ich nach einigen seiner Verse, um sie ihm aufzusagen, aber

es gelang nicht. Dann kam mir ein Einfall: „Wo kann man deine Gedichte kaufen, Carl?“ Meine Worte überstürzten sich fast. Aus. Ich konnte sie nicht mehr zurücknehmen.
„In jedem Buchladen.“
Die Antwort mag ganz harmlos gewesen sein. Für mich war sie ein Schlag ins Gesicht.
Mein Gott, was für ein alberner Dummkopf ich war! Ich brauchte Ruhe. Meine Nerven waren kaputt. Mir fiel nichts ein, was mich hätte entschuldigen können. Ich hoffe, daß Carl mir verzeihen wird (wenn er das hier liest), er hat mich ja immer verstanden.
Erbärmlicher Schlaf im Zuge. Ununterbrochen „Solitaire“, Essen und dann New York.
Wieder Menschen, Reporter, Photographen. Und Douglas Fairbanks. Der liebe, gute Doug, er tat sein Bestes, aber er hatte noch nie einen Film gedreht, wo er Pressephotographen abzuwehren hatte. Sie knipsten mich in jeder anatomisch noch gerade möglichen Stellung. Zwei zerrten an meinem armen geplagten Gerippe, weil sie sich nicht einigen konnten, ob man mich nach Osten oder Westen drehen sollte.
Keiner gewann das Match. Aber ich verlor es. Mein Körper konnte zwar nicht ganz entzwei gehen, aber meine Kleider konnten es, und sie zerrissen auch vollkommen. Schließlich griff Doug ein und transportierte mich in ein Auto. Keuchend lehnte ich mich in den Sitz zurück.

Wir fuhren nach dem „Ritz". Die Menschenmenge hinterher.
Wenigstens dachte ich so, denn auch vor dem Ritz war eine Menschenmenge, die genau so aussah wie die erste. Ich bildete mir fast ein, manche Gesichter schon zu kennen. Aber diesmal siegten meine Verteidiger. Mit einem Stoßtrupp von Portiers durchquerten wir das Stück zwischen dem Eingang und der Halle, ohne einen einzigen Knopf zu verlieren. Ich fühlte mich etwas erleichtert. Aber wie gewöhnlich war ich zu voreilig. Wir fuhren zu unseren Zimmern hinauf, und da trafen wir sie schon wieder, diese Herren von der Presse. Eine Dame von der Presse nicht zu vergessen.
„Mr. Chaplin, warum gehen Sie nach Europa?"
„Um mich zu erholen."
„Was machen Sie mit Ihren alten Schnurrbärten?"
„Weggeschmissen."
„Glauben Sie, daß Sie jemals heiraten werden?"
„Ja."
„Wie heißt sie?"
„Keine Ahnung."
„Sind Sie Bolschewist?"
„Ich bin Künstler. Mich interessiert das Leben. Der Bolschewismus ist eine neue Phase des Lebens. Also interessiert er mich."
„Wollen Sie Hamlet spielen?"
„Warum? Ich weiß nicht recht."
Wieder lächelte mir das Glück: ich wurde ans Telephon gerufen. Einer folgte mir bis ins Schlafzimmer,

dann warf ich die Tür zu und verschloß sie. Die Presse zog ab. Ich kam mir vor wie ein ausgewrungener Scheuerlappen. Ich betrachtete mich im Spiegel: eine Fratze, immer noch mit dem ges. gesch. „Grinsen", das ich für meine Interviews erfunden hatte. Ich schwankte, ob ich diese Grimasse die ganze Zeit über bewahren oder nur dann aufsetzen sollte, wenn ich einen Reporter sichtete. Aber im ersteren Falle hätte man mich beschuldigen können, daß ich Doug kopierte. So machte ich denn wieder ein normales Gesicht.

Doug erschien. Aber Mary war doch die Beste. Eine Wohltat, sie wiederzusehen. Wir gingen zu dritt aufs Dach, um photographiert zu werden. Wir wurden in jeder vorstellbaren Pose photographiert, bis jemand vorschlug, Doug sollte sich über die Dachrinne legen, Mary in der einen Hand und mich in der andern. Ein allerliebster Gedanke. Leider blieb es bei dem Gedanken. Um ein Haar hätte ich Doug geohrfeigt, weil er sich weigerte ...

Wunderbar, Freunde wie Doug und Mary zu haben. Sie verstanden mich vollkommen. Sie wußten, was sieben Jahre „Lachen" für meine Nerven bedeutet hatten. Sie wußten, wie bitter nötig ich die Ausspannung hatte, wie dringend es für mich war, Ateliers und Film zu entfliehen, mir selbst zu entfliehen. Doug hatte sich das alles überlegt, er wollte deshalb, daß ich in New York vollkommen für meine Erholung lebte. Er wollte dafür sorgen, daß man für mich alles aufs beste regelte.

Aus diesem Grunde bestand er darauf, daß ich mir seinen neuen Film „Die drei Musketiere" ansehen müßte.

Ich war ärgerlich, denn ich wollte keine Filme sehen. Aber ich bin ein höflicher Mensch: obgleich ich schüchterne Ausreden machte, weigerte ich mich nicht direkt.

Es war auch alles nutzlos: er wollte ernsthaft, daß ich mir den Film ansehen und ihm meine ehrliche Meinung darüber sagen sollte. Er forderte geradezu meine Kritik und meinen Rat.

Ich mußte nachgeben. Wie gewöhnlich. Ich sah den Film bruchstückweise. (Übrigens waren auch hier wieder Reporter dabei.) Zum Schluß schlug ich einige Schnitte und Änderungen vor, die, wie ich glaubte, den Film verbessern würden.

Das tue ich immer.

Doug und Mary lauschten höflich und ließen den Film so, wie er war.

Das tun sie immer.

Glücklicherweise wurden die Änderungen, die ich vorgeschlagen hatte, auch später nicht gemacht: der Film wurde ein toller Erfolg.

Dennoch behielt ich meinen Ruf als Kritiker. Ich wurde noch zu einer Vorführung von Marys Film „Little Lord Fauntleroy" eingeladen und um meinen Rat gebeten. Sie wußten, daß ich scharf kritisiere. Ich tue es stets, und sie haben ein wenig Angst vor mir. Wenn sie meine Filme sehen, sind sie immer freundlich und kritisieren niemals.

Ich sagte Mary, ihr Film sei zu lang, und zeigte ihr die Stellen, wo er geschnitten werden müsse. Sie und Doug hörten höflich zu. Wie gewöhnlich. Und der Film blieb, wie er war. Wie gewöhnlich.

Im Hotel wieder Zeitungsleute, derselbe Fragenschwall. Für fünfzehn Minuten tut mein Patentgrinsen seine Pflicht, dann fliehe ich.

Doug läutet mich an. Ich habe meine Ferien, er will sie mir, wie gesagt, so angenehm wie möglich gestalten. Also ladet er mich ein, „Die drei Musketiere“ noch einmal anzusehen. Diesmal handelt es sich um die erste öffentliche Vorstellung. Vorher wollen Mary und Doug, Mrs. Condé Nast und ich zu Abend essen.

Ich war sehr beschämt, Mrs. Nast wieder zu treffen. Ich hatte eine dunkle Erinnerung an ein gebrochenes Versprechen, zu ihr zum Essen zu kommen. Ich ärgerte mich, daß ich ihr nicht einmal abgeschrieben hatte. Zu dumm war das! So würde ich jetzt wahrscheinlich mit einem „Alles-ist-vergeben-Blick“ begrüßt werden.

Ich halte es für das beste, harmlos zu tun und nicht davon zu sprechen. Und sie hat guten Geschmack genug, nichts von der Geschichte zu erwähnen, so daß wir alle eine angenehme Stunde verbringen.

In Mrs. Nasts herrlicher Limousine fuhren wir ins Theater. Die Menschen standen in dichten Haufen um das Gebäude herum.

Ich fühlte mich stolz, beim Film zu sein. Wenn ich auch an diesem Abend nur im Schatten des Ruhmes

von Douglas und Mary schritt. Das war ihr Abend. Hochrufe für Mary, für Doug, aber auch für mich. Ich bin ganz stolz und versuche, würdig dreinzublicken. Ich setze wieder mein Grinsen auf, aber es ist diesmal ein echtes und natürliches Lächeln. Wir steigen aus, die Menge schwärmt aus. Doug nimmt Mary unter seine Fittiche und bricht sich Bahn, als ob er eine Szene spielte, in der die übrigen Menschen Statisten sind.

Ich mach's ihm nach, indem ich Mrs. Nasts Arm fasse. Wenigstens versuche ich es, aber Mrs. Nast wird mir in der Richtung zur 8. Avenue fortgerissen, während ich, ganz sinnloserweise, nach dem Broadway zurückgetrieben werde. Dann wechselt der Strom, ich werde zum Eingang des Theaters gefegt. Jetzt fühlte ich mich nicht mehr so stolz. Ich lächelte zwar immer noch das geliebte Publikum an, aber das Lächeln war wieder zu meinem Patentgrinsen geworden.

Dennoch versuchte ich wieder ein wirkliches Lächeln. Aber gerade als es sich auf meinem Gesicht ausbreitete, pflanzte ein Schutzmann seine Faust mitten hinein.

Ich mach' mir nichts aus Schutzmannsfäusten. Ich sagte es ihm, worauf er mich mit seinen Blicken durchbohrte und mir einen Kinnhaken schlug. Mein Hut flog zum Himmel. Er ist nie wieder zurückgekommen.

Ich spürte einen Luftzug, hörte das Geräusch irgend eines Apparates und sah an mir herunter:

eine Frau mit einer Schere schnitt gerade eifrig ein Stück aus meinem Hosenboden. Eine andere riß an meiner Krawatte und hätte meinen Leiden durch Erwürgen fast ein Ende gemacht. Dann kam mein Kragen dran. Aber sie kriegten ihn nur halb.
Mein Hemd wurde herausgerissen, meine Westenknöpfe abgedreht, meine Schuhe zertrampelt, mein Gesicht zerkratzt. Aber ich grinste immer noch. Wenn ich wieder freundlicher blicken wollte, drohte mir die Schutzmannsfaust. Ich bestand jedoch darauf, daß ich Charlie Chaplin sei und ins Theater wollte. Es sei für mich absolut notwendig, „Die drei Musketiere“ zu sehen.
Meine Hartnäckigkeit siegte schließlich. Wie auf ein Zeichen fühlte ich mich emporgehoben, mein Körper wurde umgedreht, bis mein Kopf auf das Foyer hingerichtet war und meine Füße auf eine elektrische Lichtreklame von Ziegfeld Roof zeigten. Dann schwamm ich wie auf einer Woge über den Köpfen der Menge durch den Vorraum. Als ich durch die Tür kam und nicht wußte, wo hinein, erblickte ich einen Freund.
„Auf nachher!“ rief ich gerade noch mühsam grinsend und gelangte schließlich köpflings ins Theater, wo ich wie ein Häufchen Unglück auf dem Fuß einer diamantenbehängten Witwe landete. Ich blickte immer noch grinsend zu ihr auf, aber meine Anstrengung fiel ins Wasser. Sie warf mir einen Blick zu, der alles andere als beifällig war.
Gänzlich aus dem Leim gegangen, versuchte ich

mich mit den Resten meiner Würde zu wappnen und schritt zu der Loge, die für unsere Gesellschaft reserviert worden war. Da saßen Mary, schön und süß wie stets, Mrs. Condé Nast, ruhig und sicher, Doug, heiter und ausgelassen.

„Ein bißchen spät."

Und Mary, peinlich höflich, begann die Mängel meiner Toilette der Reihe nach aufzuzählen. Aber einen von ihnen kannte ich besser als sie und eilte deshalb nach „Herren", um ihn zu reparieren. Wasser, Seife und eine Bürste wirkten Wunder, aber ich konnte weder neue Hosen noch einen Kragen oder eine Krawatte kriegen, und als ich, reinlich aber zerlumpt, zu der Loge zurückkehrte, begrüßte mich allseitiges Mißfallen.

Trotzdem ich von dem anstrengenden Tage, den ich hinter mir hatte, sehr müde war, ließ ich mir nicht von Mary und Doug die Laune verderben und sah mir, strahlend lächelnd, „Die drei Musketiere" an.

Es war ein toller Erfolg für Doug. Ich freute mich für ihn, dennoch war ich ein bißchen neidisch. Würde wohl die Aufführung des „Kid" ein ebenso großer Abend für mich werden?

Das war schon ein Ereignis, diese Aufführung von Fairbanks Meisterfilm! Und wenn ich alle widrigen Umstände recht bedenke, muß ich eigentlich feststellen, daß ich mich großartig benommen habe. Trotzdem die Aussagen drei zu eins gegen mich stehen.

II. Kapitel

ABFAHRT

Am nächsten Morgen gab es viel zu tun. Ich mußte mit meinem Anwalt Nathan Burkan noch ein paar Kontrakte und andere Sachen besprechen. Sowas ist fast so schlimm wie Interviews. Aber es muß nun mal erledigt werden.

Ich habe Burkan gern, aber gleichzeitig Angst vor ihm. Seine Taschen bersten immer von Kontrakten. Wir könnten so gute Freunde sein, wenn er nicht Anwalt wäre. Ich bin sicher, daß er hin und wieder ein netter Kerl ist. Ich möchte ihn totschießen und dann seine Bekanntschaft machen.

Ein blöder Tag mit ihm. Unterbrochen von Telephongesprächen, Einladungen, Gesellschaften, Theaterbilletts, die man mir sandte, Leuten, die Stellung suchten. Hunderte von Briefen, in denen sich, hinter freundlichen Grüßen, unweigerlich Bittgesuche verbargen. Aber ich habe das gern.

Abends ging ich zu „Liliom“, dem damals besten Stück in New York, das sich manchmal zu wirklicher Größe erhebt. Es machte mir sehr starken Eindruck: ich wurde unzufrieden mit mir selbst. Ich kann nicht gut ohne Arbeit leben. Neugierig,

ob ich dies Stück spielen könnte, ging ich hinter die Bühne und traf den jungen Schildkraut. Seine Schönheit und Jugend waren bezaubernd. Ein wirklicher Künstler, offen und einfach. Und dann Eva le Galliene. Ich kenne keine andere, die auf der Bühne so ist wie sie. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft von Los Angeles her.

Der nächste Morgen brachte uns einen großen Genuß. Ein Essen im „Caféhaus Club", einem sehr interessanten kleinen Lokal, wo Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Bildhauer, Maler, und was dazu gehört, sich zusammenfinden: alles sehr interessante Leute. Ich gehe immer hin, wenn ich in New York bin. Es waren fabelhafte Leute da: Heywood Broun, Frank Crowninshield, Harrison Rhodes, Edward Knoblock, Condé Nast, Alexander Woolcott . . ., aber mir fallen nicht mehr alle ein.

Ich bekam eine Einladung, mit Botschafter Gerard zu essen und dann über Land zu fahren. Wir hatten eine Panne, wie immer bei solchen Gelegenheiten. Ich mußte telephonieren und war enttäuscht und traurig, weil ich hervorragende Leute hatte treffen sollen.

Am nächsten Tage lunchte ich mit Max Eastman, einem meiner besten Freunde. Er ist ein Radikaler und ein Dichter und der Herausgeber von „The Liberator", ein ganzer Kerl, der nachzudenken versteht. Nicht alle seine Doktrinen unterschreibe ich, aber das tut unserer Freundschaft keinen Abbruch. Wir sind zusammen, streiten ein bißchen, stimmen



Aus „Pilgrim“

Charlie, Jackie Coogan u. Edna Purviance in „Kid“ Lichtbildbühne

dann darin überein, daß wir nicht übereinstimmen, lassen es gut sein und bleiben Freunde. Er erzählte mir von einer Gesellschaft, die er an diesem Abend bei sich geben wollte, und ich nahm seine Einladung, ebenfalls zu kommen, freudig an. Bei ihm ist es immer interessant.

War das ein Abend! Ich geriet außer mich. Zwischen Weinen und Lachen wurde ich hin und her gerissen, war ganz ich selbst. Endlich geschah das, um dessentwillen ich Los Angeles verlassen hatte: an diesem Abend schien „Charlie Chaplin" sehr weit fort zu sein, und ich fühlte mich oder wollte mich als einfacher Mensch unter anderen Menschen fühlen. Ich lernte George kennen, einen Ex-I.W.W.-*) Sekretär. Sicherlich hat er auch einen Nachnamen, aber ich weiß ihn nicht. Spielt keine Rolle, wenn man George kennenlernt. Eine wirkliche Persönlichkeit! Er hatte ein Leuchten in den Augen, wie ich es nie zuvor gesehen hatte, ein Leuchten, das unmittelbar aus seiner Seele kommen mußte. Er hatte den Blick eines Menschen, der glaubt, recht zu handeln und den Mut zu seinen Überzeugungen hat. Das ist sehr selten.

Ich erfuhr, daß Richter Landis ihn zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt hatte, daß er zwei Jahre abgebüßt und man ihn jetzt wegen Krankheit für kurze Zeit beurlaubt hatte. Den Grund für seine

---

*) „International Workers of the World", die amerikanische kommunistische Arbeiterorganisation.

Verurteilung erfuhr ich nicht, er schien mir auch nebensächlich.
Dichter, der er war, wurde er an diesem erregenden Abend von einer sehnsüchtigen Fröhlichkeit ergriffen. Die mit Intellektuellen aller Art gemischte Gesellschaft überragte er weit. Er mußte zurück ins Zuchthaus, um seine achtzehn Jahre abzubüßen, und blieb doch heiter. Was für eine harte Prüfung! Ich hätte ihr kaum standgehalten. Aber ihn schien es nicht weiter zu kümmern. Er schien gar nicht bei uns zu sein. Er war irgendwo anders, dort, woher das Leuchten in seinen Augen kam. Er war einer, der seine Ideen wie Ideale hochhielt.
Ich spreche nicht leicht so etwas aus, aber von solch einem Menschen muß man hingerissen sein.
Auch sonst war's ein anregender Abend. Wir führten Scharaden auf, ich beobachtete George beim Spielen. Wir lachten und tanzten.
Dann fing George an, Woodrow Wilson zu imitieren. Es war zum Schreien komisch. Er kniete sich förmlich in diesen Charakter oder vielmehr in diese Karikatur hinein und machte Wilson furchtbar lächerlich. Wir schüttelten uns vor Lachen.
Doch unaufhörlich dachte ich daran, daß er ins Zuchthaus zurück mußte, für achtzehn Jahre.
Was für eine Gesellschaft!
Ich brach erst um zwei Uhr morgens auf.
Wir machten Witze, tanzten und spielten. Niemand forderte mich auf, komisch zu gehen oder einen

Spazierstock hin und her zu wirbeln. Wir lebten für den Augenblick, ohne Gedanken an gestern oder morgen. Man war wie man war, ohne die Etikette von „Who's who“ und ohne Einkommensteuerberichte. George fragte mich nach meiner Reise, aber er interviewte mich nicht. Er gab mir Briefe für Freunde mit. In meiner armseligen, falschen und unüberzeugenden Art und Weise versuchte ich George klarzumachen, wie verrückt er sei. Er erklärte mir, daß er sich nicht helfen könne. Er ist ein Märtyrer. Er prahlt nicht. Er tadelt nie jemanden. Er lehnt sich nicht gegen das Schicksal auf.

Wenn er sich verfolgt glaubt, so erfährt niemand davon. Er ist immer christlich, wie er mir erklärt. Sein Standpunkt ist schön, gütig und sanft.

Ich kann mir nicht vorstellen, was er getan haben kann, daß er zu zwanzig Jahren verurteilt wurde. Ich muß aussprechen, was ich denke. Er fürchtet, daß er mir die Stimmung verdirbt, indem er mich ernst macht; das will er nicht, deshalb hört er auf, von sich zu erzählen. Plötzlich läuft er fort, holt einen Damenhut und sagt: „Passen Sie auf, Charlie, ich bin Sarah Bernhardt!“ und fängt eine sehr lustige Parodie an.

Ich lache. Alle lachen. George lacht.

Und er geht zurück ins Zuchthaus, für die achtzehn besten Jahre seines Lebens...

Ich kann es nicht ertragen, ich laufe hinaus in den Garten und betrachte die Sterne. Es ist eine wunderbare Nacht. Herrlich leuchtet der Mond. Ich

wünschte, etwas für George tun zu können. Möchte wissen, ob er im Recht oder Unrecht ist.

Nach kurzer Zeit kommt George zu mir hinaus. Traurig und nachdenklich, aber von einer schönen, nicht schmerzlichen Melancholie. Er sieht Mond und Sterne an und sagt dann, wie sinnlos unsere Gesellschaft, jede Gesellschaft sei, verglichen mit der Schönheit der Nacht. Die Stille sei ein großes Geschenk, wie wenige genössen sie. Vielleicht weil man sie sich nicht kaufen könne. Reiche Leute kauften Lärm. Seelen aber liebten die stille Natur; wer sie suchte, dem enthüllte sie sich auch.

Wir sprechen von Georges Zukunft. Nicht von seiner Vergangenheit oder seinem Vergehen. Könnte er nicht entkommen? Ich versuche, ihn dahin zu bringen, daß er nachdenkt, wie er seine Freiheit wiedergewinnen könne. Ich biete ihm meine Hilfe an. Er versteht nicht, oder tut so, als ob er nicht verstände. Er habe nichts verloren. Schloß und Riegel könnten seinen Geist nicht einkerkern.

Ich bitte ihn, sich selbst und seinem Leben bessere Chancen einzuräumen.

Er lächelt.

„Quälen Sie sich nicht meinetwegen, Charlie. Sie haben Ihre Arbeit. Machen Sie weiter die Welt lachen. Das ist ein großes und edles Werk. Quälen Sie sich nicht!“

Wir schweigen, ich bin erschüttert. Eine schreckliche Hilflosigkeit steigt in mir empor. Wenn ich mich doch von ihr befreien könnte!

Da rollen mir Tränen über die Backen, und George umarmt mich. Wir weinen beide.
„Leben Sie wohl, Charlie!"
„Leben Sie wohl, George!"
Zurück zur Gesellschaft! Ihr Lärm ist mir jetzt widerwärtig. Ich rufe meinen Wagen und fahre zurück ins Ritz.
George geht zurück ins Zuchthaus.
Chuck Reisner, der den großen Schutzmann im „Kid" spielte, ruft mich am nächsten Tage an. Er will nach Europa gehen. Warum? Das weiß er nicht. Er ist erregt und sensationslüstern. Er ist Boxer und Schlagerdichter. Ein Glücksritter. New York gefällt ihm nicht, er möchte sofort nach Kalifornien zurück.
Wir frühstücken zusammen. Eine sehr nette Stunde, weil sie so verschieden ist von meinem sonstigen einsamen Frühstück. Chuck legt los, und es gelingt ihm, seine eigenen Gefühle so zu steigern, bis er Tränen in den Augen hat.
Ich verspreche ihm alles Mögliche, um ihn loszuwerden. Er weiß das und sagt es mir. Wir verstehen uns sehr gut. Ich verspreche ihm ein Engagement. Sage ihm, daß er immer mit mir arbeiten kann, wenn er nicht zuviel Geld verlangt.
Er ist wütend über einige Pressenotizen, die über mich erschienen sind, will auf die Redaktionen gehen und ein paar Reporter totschlagen. Er bemuttert mich in seiner etwas plumpen Art.
Wir sprechen über die Undankbarkeit unseres

Publikums. Chuck und ich haben ein „Bewunderungsabkommen auf Gegenseitigkeit“. Warum werden wir nicht mehr geschätzt? Wir sind beide erbittert über die Welt und ihre Heuchelei. Das alte menschliche Spiel, das man sich wohl erlauben kann, wenn man nicht seine Gerichtssitzungen zu lang oder zu ernsthaft abhält.

Ich hatte eine Verabredung zum Lunch im „Caféhaus-Club“ mit Frank Crowninshield, wir besprachen ein Diner, das ich einigen guten Freunden geben wollte. Frank ist mein Mentor in gesellschaftlichen Angelegenheiten, wenn ich mich auch sonst wenig um diese Dinge kümmere. Wir bestellten einen Tisch im Elysée Café, es sollte eine Herren- und Damengesellschaft werden.

Eingeladen wurden: Max Eastman, Harrison Rhodes, Edward Knoblock, Frau Maeterlinck, Alexander Woolcott, Douglas Fairbanks, Mary Pickford, Heywood Broun, Rita Weiman und Neijsa Mc Mein, ein sehr nettes Mädchen, von dem ich viel halte. Frank Harris und Waldo Frank waren ebenfalls eingeladen, konnten aber nicht kommen. Vielleicht waren noch andere da, aber ich kann mich nicht erinnern.

Gesellschaftliche Vorbereitungen bringen mich immer in Konfusion. Die letzte Minute machte mich ganz wild. Ich bin ein sehr schlechter Organisator, da ich immer alles auf den letzten Augenblick verschiebe. Infolgedessen klappt in der Regel nichts. Diesmal war’s eine Ausnahme, alles ging in Ordnung.

Es war wie bei den meisten Gesellschaften: steif und förmlich; ich, als Wirt, fühlte, wie das Ganze mißlang. Aber es gab wenigstens etwas Alkohol, und der rettete die Situation. Alkohol ist doch manchmal ein Segen!

Ich war etwas besorgt gewesen, weil ich nicht wußte, wie Max Eastman sich mit den andern vertragen würde. Aber ich beruhigte mich schnell, denn Max war gewandt und liebte ebenso wie die andern ein paar frohe Stunden, trotzdem er auf einer ganz anderen geistigen Stufe steht.

Der Fizz hat es in sich. Er bekam es fertig, daß wir uns alle sehr jung fühlten. Wir wurden wieder zu Kindern an diesem Abend. Spiel, Musik, Tanz. Es gab keine Mauerblümchen, jeder machte mit.

Wir fingen an, Scharaden aufzuführen. Doug und Mary warteten uns mit einer recht witzigen auf. Sie setzten sich beide auf einen Tisch und taten so, als ob er der Schaffner eines Wagens wäre und sie ein Passagier. Nachdem er eine Menge Stationen ausgerufen hatte, ging er zu dem Passagier und nahm das Fahrgeld (fare). Dann fingen sie zu tanzen an und erklärten, sie seien Feen (fairies), die an einem Bache tanzten und Blumen pflückten. Mary fiel oft hinein, und Doug planschte hinterher und zog sie ans Ufer (banks) des Baches.

Das war ihr Rätsel. Aber soviel wir auch herumrieten, wir konnten's nicht lösen.

Schließlich sagten sie die Lösung. Sie hieß „Fairbanks".

Dann sangen wir, auch auf Italienisch, wenigstens galt es dafür. Ich spielte mit Mme. Maeterlinck eine Parodie auf die große Sterbeszene in „Camille". Aber wir gaben ihr eine Wendung, die Dumas ganz übersehen hat. Als sie hustete, bekam ich sofort die Krankheit, fiel in Zuckungen und starb an Stelle von Camille.

Wieder sangen und tanzten wir, dann standen wir auf und hielten Stegreifreden über irgendwelche vorgeschriebene Themen, wie „Sparsame Politik", „Pelzhandel", „Feminismus". Jeder versuchte, klug und ernsthaft über einen Gegenstand eine Minute lang zu reden. Mein Thema war der Pelzhandel. Ich leitete meine Rede mit Bemerkungen über Katzen, Kaninchen usw. ein und schloß, indem ich über die politische Situation in Rußland sprach.

Für mich war die Gesellschaft von Wert. Es gelang mir, mich selbst für eine Weile zu vergessen. Hoffentlich ging es den andern ebenso. Nach dem Kaffee gingen wir alle zu einer Freundin von Mr. Woolcott, wieder machten wir Musik und tanzten. Es dauerte sehr lange, müde und erschöpft fiel ich um fünf Uhr früh ins Bett.

Ich hätte gern lange geschlafen, wurde aber um neun von meinem Anwalt geweckt. Er hatte Stöße von Dokumenten und Papieren zum Unterzeichnen für mich. Es waren sehr wichtige Anordnungen über gewisse persönliche Dinge. Ich hatte rasende Kopfschmerzen. Mein Schiff ging mittags ab. Es wurde ein scheußlicher Vormittag.

Mitten durch den Morgen klingelt das Telephon. Natürlich Reporter. Ich höre verschiedene Male zu, doch es bleibt immer dasselbe.
„Mr. Chaplin, warum gehen Sie nach Europa?"
„Um den Interviewern zu entgehen!" schrie ich schließlich und hängte das Telephon ab.
Immerhin kamen wir ungesehen vom Hotel fort zum Hafen.
Mein Anwalt trifft mich da. Ich zittere, daß es noch mehr Arbeit für mich geben könnte.
Er tadelt mich, daß ich morgens so unfreundlich sei. Er sieht mich nämlich immer frühmorgens als erster. Deshalb bin ich so unfreundlich.
Aber jetzt ist doch ein großer Augenblick. Ich bin erregt, gerührt und ängstlich beim Abschiednehmen. Meine Gefühle sind sehr gemischt.
Es ist ein herrlicher Morgen. New York sieht noch viel schöner und liebenswerter aus, weil ich wegfahre. Ich bin sehr aufgeregt wegen der Pässe und der üblichen Prozedur der Einkommensteuererklärung, aber mein Anwalt versichert mir, daß er alles erledigt habe, und daß mein Name viel ausrichten werde bei den amerikanischen Behörden. Aber ich zweifelte daran, als ich die amerikanischen Beamten am Hafen sah.
Ich habe Angst vor amerikanischen Beamten. Deshalb bin ich extra nett zu ihnen, erstaunlicherweise sind sie auch extra nett zu mir. Alles erledigt sich sehr leicht. Wie gewöhnlich hatte mein Anwalt recht. Er ist ein guter Anwalt. Wir könnten so

intime Freunde sein, wenn er keiner wäre. Aber ich bin zu aufgeregt, um Zeit zu haben, Anwälte zu bedauern:

Ich fahre nach Europa.

Reporter in Rudeln, Photographen, Händler. Man schiebt, man stößt, Pässe werden geöffnet, Visa gestempelt, und tatsächlich, fast mit dem Glockenschlag, werde ich an Bord geschoben.

Wieder im Kreuzfeuer der Zeitungsleute.

„Mr. Chaplin, warum gehen Sie nach Europa?"

Ich habe das Gefühl, in diesem letzten Augenblick etwas toleranter und netter sein zu können, so schwer es mir auch fällt. Ich setze das „Grinsen" wieder auf. „Um mich zu erholen", antworte ich. Dann beten sie die übliche Interview-Litanei ab, und ich versuche, liebenswürdig zu sein.

Mrs. John Carpenter ist auf dem Schiff, sie war auch zu meiner Gesellschaft eingeladen, aber konnte nicht kommen, mit ihr ihre reizende Tochter, die ein Engelsgesicht hat. Auch Mr. Edward Knoblock ist da. Wir werden alle photographiert. Natürlich sind Doug und Mary gekommen. Und eine Menge Menschen, die mich abfahren sehen wollen. Ich habe nicht viel Interesse für sie, meine Gedanken sind anderweitig beschäftigt. Ich versuche Konversation zu machen, aber die Leute und das Schiff und die Menschen, die mit mir reisen, sind mir wichtiger. Viele Passagiere des Schiffes holen ihre Kinder, damit ich sie kennenlerne.

„Ich habe Sie sehr oft im Film gesehen."

Alle lächeln mich freundlich an, besonders die Kinder. Ich weiß nicht, ob ich jetzt ganz aufrichtig bin, denn es ist zu früh am Morgen. Obgleich ich Kinder liebe, finde ich es doch sehr schwer, mit ihnen umzugehen. Ich fühle mich ihnen etwas unterlegen. Fast alle haben ein Selbstvertrauen, das noch nicht in Selbstüberheblichkeit ausgeartet ist. Man muß sich sehr viel Mühe mit seinem Benehmen Kindern gegenüber geben, denn sie entdecken unsere Unaufrichtigkeit. Ich stelle fest, daß viele Kinder an Bord sind. Alle Menschen sind so nett, besonders die, die man zurückläßt. Taschentücherschwenken. Das Schiff fährt ab. Ich bin sehr traurig, fast schmerzbewegt, und denke, was für ein netter Mann mein Anwalt ist.

Das Schiff dreht. Die Leute im Hafen sehen jetzt nur noch aus wie kleine Fliegen. In diesem bewegten dramatischen Augenblick habe ich das Gefühl, als verließe ich etwas sehr Liebes.

Der Photograph und viele seiner Brüder waren an Bord. Ich entdeckte ihn, als ich mich umdrehte. Gerade in diesem Augenblick wollte ich niemanden sehen. Ich wünschte allein zu sein mit Himmel und Wasser. Aber ich bin und bleibe Charlie Chaplin. Ich muß photographiert werden, und ich werde photographiert.

Wir passieren die Freiheitsstatue. Der Photograph verlangt, daß ich winken und Kußhände werfen soll. Eine tolle Zumutung! Sie verletzt mein Reinlichkeitsgefühl.

Die Freiheitsstatue ist gewaltig, großartig und ein ruhmvolles Symbol. Es würde mir überheblich und billig vorkommen, wenn ich ausgerechnet ihr zuwinken und Kußhände zuwerfen sollte. Ich will Ich sein.

Ich weigere mich.

Der Zwischenfall mit dem Photographen vor der Freiheitsstatue macht mich niedergeschlagen. Er wollte Geschäfte mit der Statue machen. Sein Ansinnen war ausgeklügelt und unanständig. Es wäre dasselbe, verlangte jemand dabei zu sein, wenn man Blumen auf ein Grab niederlegt. Patriotismus ist ein zu tiefes Gefühl, um daraus eine Pose für den Photographen zu machen. Warum versucht man, mit solchen Gefühlen zu paradieren? Ich bin froh, daß ich den Mut hatte, mich zu weigern.

Als ich dem Photographen den Rücken drehe, fühle ich mich erleichtert. Ich werde mich jetzt erholen können von solchen Zumutungen. Reporter habe ich für eine Weile hinter mir. Ein wunderbares Gefühl von Geborgenheit.

Ich bin bereit für das neue Leben. Ich bin in einer anderen Welt, in einer kleinen Stadt für sich, wo neue Menschen sind, Menschen, die erfreulich oder unerfreulich sind. Vor mir liegt die interessante Arbeit, sie in ihre Kategorie einzuordnen. Ich will Neuland entdecken und ahne, daß ich auf solch einem ungeheuren Schiff vollauf Gelegenheit dazu haben werde. Die „Olympic" ist riesig, ich zaubere mir alle Vergnügungen vor, die sich in ihren

verschiedenen Räumen bieten — Türkisches Bad, Turnraum, Musikzimmer, das Ritz-Carlton-Restaurant, wo alles von erlesener Pracht ist. Ich ertappe mich sogar bei dem Gedanken an mein Abendessen!

Wir gehen in das Ritz-Grill zum Essen. Alles ist herrlich. Ich fühle mich plötzlich in England. Fremdes Essen — ein Wechsel des ganzen Systems: statt in Dollar rechnet man hier in Pfund, Schilling und Pence. Und die Gerichte: Fasan, Waldhuhn und Wildente. Zum erstenmal komme ich mir vor wie ein eleganter Herr, wie ein Mann von Welt.

Ich entdecke, daß wirklich einige sehr interessante Leute an Bord sind. Aber ich verbiete jedem, mir etwas über sie zu sagen. Ich schreie fast, als man versucht, mir eine Passagierliste vorzulesen. Das ist mein wüstes Eiland — ich selbst will es erforschen. Die Aussicht ist verwirrend. Ich bin dreitausend Meilen fern von Hollywood und dreitausend von Europa.

Gott sei Dank, ich bin ich selbst.

Einige kurze Augenblicke darf ich glücklich sein und das „Heute“ genießen, das sich zwischen das entnervende Gestern von Los Angeles und das verheißungsvolle Morgen von Europa eingeschlichen hat.

In diesen Augenblicken bin ich wirklich zufrieden.

III. Kapitel

AN BORD

Ein geistvoll aussehender Mann, Gelehrtentyp, fällt mir auf. Er liest ein Buch, ein schwieriges Buch, nach dem Umschlage zu urteilen. Ein schreckenerregendes Ding, offenbar ein intellektueller Schmöker. Ich möchte gern wissen, wer er ist. Ich mache mir sehr romantische Gedanken über mein Gegenüber. Wahrscheinlich ein Universitätsprofessor. Ich würde ihn gern kennenlernen. Er scheint auch für uns Interesse zu haben. Ich spreche mit Knoblock darüber, daß er uns so oft ansieht. Darauf erzählt Knoblock mir, daß es der Rasier-Gillette sei. Nun erst recht fühle ich einen romantischen Schimmer über ihm liegen und wünsche, mit ihm bekannt zu werden. Leider geschah es nicht, und ich erfuhr auch nie, was für ein Buch er gelesen hat.

Es sind sehr wenig hübsche Mädchen an Bord. Darin habe ich nie Glück. Dabei ist es eine meiner schwachen Seiten. Gerade den Ozean zu durchkreuzen in Gesellschaft einer Menge netter Mädchen, die mich als gewöhnlichen Sterblichen nehmen, könnte ich mir so reizvoll vorstellen.

Wir hörten der Musik zu und legten uns früh zu Bett, vor allem, weil ich mir das Versprechen gegeben hatte, möglichst viel an Bord zu lesen. Ich nehme einen Band von herrlichen, lebensvollen Gedichten Max Eastmans vor. Aber ich bin zu nervös, um zu lesen. Die Buchstaben ziehen an meinen Augen vorüber, ich vermag nichts in mich aufzunehmen. Also versuche ich zu schlafen, aber auch das geht nicht. Die Erwartung des Kommenden, Neuen, Unbekannten raubt mir den Schlaf. Es ist zu verlockend, davon zu träumen.

Wie werde ich in England empfangen werden? Wie wird die Reise sein? Wen werde ich an Bord kennenlernen? In meinem Hirn ist ein wildes Durcheinander von Gedanken.

Schließlich, um ein Uhr, richte ich mich auf, um wieder zu lesen. Diesmal H. G. Wells „Outline of History". Unmöglich ein Wort zu verstehen. Ich versuche es mit Gewalt, indem ich laut lese. Nein. Das Hirn läßt sich nicht durch die Zunge betrügen. Ich sehe nach, ob Knoblock da ist. Er schläft hörbar und überzeugend. Er geht ja auch nicht seinem „Début" entgegen.

Ich fühle mich unglücklich. Wenn doch wenigstens das türkische Bad geöffnet wäre, damit man ein paar Stunden der Zeit bis zum Morgen totschlagen könnte, denke ich. Das letzte, was ich konstatiere, ist, daß die Uhr schon auf vier Uhr morgens zeigt, das nächste, daß es elf Uhr dreißig vormittags ist. Ich höre ein Geräusch vor meiner Kabinentür.

Draußen stehen viele Kinder mit ihren Autogrammbüchern. Mit sehr gemischten Gefühlen sage ich ihnen, daß sie die Bücher meinem Sekretär, Tom Harrington, geben sollten, ich würde später unterzeichnen.

Eine krankhafte Angst überkommt mich. Ich rufe Tom. Er erscheint mit einer Wagenladung von Autogrammbüchern. Ein paar unterschreibe ich, dann verschiebe ich es bis nach dem Frühstück.

Knoblock kommt herein, frisch und mit der strahlenden Vergnügtheit, die ich am Morgen nicht leiden kann. Ob ich zum Lunch raufginge oder lieber in meiner Kabine lunchte? Die Lethargie in mir flüsterte mir zu: „Iß den Lunch im Bett", aber sie kann weder das Verlangen besiegen, auf Entdeckungsreisen auszugehen, noch das Gefühl von Erwartung, daß irgend etwas geschehen müsse, daß ich jemanden erblicken oder treffen würde. Also entschließe ich mich, im Speisesaal zu lunchen. Nichts passiert. Wir treffen niemanden.

Nach dem Lunch wird, um zu trainieren, ein paar Meilen um das Deck herumgelaufen. Das bringt die Erinnerung an die Tage zurück, als ich noch an den Marathon-Läufen teilnahm. Ich bin ganz zufrieden, obgleich ich nun auch von den Passagieren entdeckt worden bin. Mit jedem Schritte wird es schlimmer. Wenn es doch nur irgendein Fleckchen gäbe, wo ich laufen könnte, ohne daß jemand zuguckt.

Schließlich müssen wir aufhören und lehnen uns an

die Reling. Alle Stewards sind neugierig. Sie versuchen mich aufzustöbern, ich tu so, als ob ich nichts merke, gehe hinauf in den Turnraum und sehe mich um. Da gibt es jede Einrichtung, um gesunde Körper zu erfreuen. Und, Gott sei Dank niemand anderes ist da. Wunderbar!

Ich versuche die Gewichte, die Rudermaschine, die Ringe, boxe den Sack ein bißchen, schwinge Keulen, springe aufs Reck. Plötzlich ist es gerammelt voll. Neuigkeiten verbreiten sich schnell auf so einem Schiffe. Manche kommen wirklich mit der Absicht zu turnen, wie ich; andere aus Neugier, um mich auftreten zu sehen. Ich werde abgelenkt, nehme Hut und Rock, gehe in meine Kabine und finde wieder, als ich mir meinen Weg durch die Menschenmenge bahne, daß das alte, abgelegte „Grinsen“ sich sehr gut verwenden läßt.

Um vier Uhr trinken wir Tee. Es freut mich, so viele interessante neue Menschen zu sehen. Vielleicht sind welche darunter, die ich vorhin beim Turnen nicht ausstehen konnte, aber ich finde das nicht paradox. Schließlich ist ein Unterschied zwischen Turn- und Teeraum.

Aber wo findet man Leute, mit denen man sich auf einer gemeinschaftlichen Basis treffen könnte? Ich höre und lese unausgesetzt davon, aber es gelingt mir nie, Leute kennenzulernen und dabei ich selbst zu bleiben.

Ich fühle mich also frei von jedem Vorwurf gegen mich, erkläre insgeheim die Erster-Klasse-Passa-

giere alle für Snobs und beschließe, es mal mit den Zweiter- oder Dritter-Klasse-Passagieren zu versuchen. Irgendwie kann ich mit diesen feinen Leuten nicht zusammenkommen. Gereizt, entschließe ich mich fest, die Gäste der andern Klassen und die Besatzung zu bevorzugen.

Wieder ein Spaziergang an Deck. Die salzige Luft tut mir wohl, trotz meines innerlichen Ärgers. Über die Reling hinweg kann ich die Passagiere zweiter und dritter Klasse beobachten und die Heizer des Schiffes, die in einer großen Gruppe zusammenstehen, die Nachtschicht, für einen Augenblick an Deck gekommen, um etwas Atem zu schöpfen zwischen ihrer Arbeit in der Höllenhitze dort unten.

Sie erkennen mich. In ihre kohlengeschwärzten Gesichter steigt ein Lächeln. Sie schreien „Hurra" und „Hallo, Charlie". Als ich diese ledernen Gesichter sich unter dem Kohlenstaub aufhellen sehe, wird mir warm ums Herz. Ich hab' sie gerne.

Man ist gerade beim Kricketspielen. Ich liebe Kricketspielen, es ist so aufregend. Ach, wenn ich doch mithalten könnte, oder wenn die Snobs der ersten Klasse genug Initiative aufbringen könnten, ein Spiel zu arrangieren! Oder wenn ich doch nicht so verdammt steif wäre!

Die da unten müssen meine Gedanken gelesen haben. Ich werde erst zaghaft, dann mit lautem Zuruf eingeladen, mitzuspielen. Ich freue mich über die Einladung, fühle mich als einer von ihnen.

Ich wittere ein Abenteuer und schon setze ich über die Reling, gerade in ihre Mitte.
Aber selbst im Zwischendeck wirkt mein Name, ich werde als Berühmtheit angesehen und nicht als Kricketspieler. Aber ich tue mein Teil, fange an, und wir kommen ins Spiel. Plötzlich steckt ein Mann mit einem Filmapparat von irgendwoher seinen Kopf herein. Diese Hyänen! Er kurbelt. Es ist zum Verrücktwerden.
Einer von den Leuten hat sich als „Charlie Chaplin" zurechtgemacht. Alle, auch ich, sehen ihm gespannt zu. Ich sehe überrascht und interessiert aus, obgleich ich derlei schon so oft gesehen habe. Aber ich denke daran, wie neu es diesen Menschen ist und wie gut sie es meinen. Im Kricketspiel tritt eine Pause ein. Niemand ist sehr interessiert daran. Ich sehe, daß ich wieder der Mittelpunkt der ganzen Veranstaltung bin. Man ruft: „Was hast du mit deinem Schnurrbart gemacht?" Ich sehe mich lachend um und bin bereit, ihnen auf alle Fragen zu antworten, diesen Burschen, die so grob arbeiten müssen und ebenso grob sich vergnügen. Aber da bemerke ich, daß Hunderte von Erster-Klasse-Passagieren über die Reling gucken wie in einem Theater. Das gibt mir einen Ruck, obgleich es vielleicht überempfindlich von mir ist. Aber es scheint mir eben, als ob sie glauben, ich sei „Charlie", der für sie Kunststücke zu machen hat. Gereizt breche ich kurz ab: „Auf Wiedersehen morgen!"

Einer der Umstehenden stellt sich vor. „Charlie, erinnern Sie sich nicht mehr an mich?“ Ich habe eine dunkle Erinnerung an sein Gesicht, kann ihn aber nicht unterbringen.

Jetzt hab’ ich’s, natürlich: wir haben einmal in demselben Stück zusammengearbeitet. Er ist keine sehr bedeutende Persönlichkeit. Ich entsinne mich, daß er eine kleine Rolle spielte, als Statist oder etwas ähnliches. Alle möglichen Erinnerungen überkommen mich. Wie mag sein Leben verlaufen sein? Richtig, er war ein schlechter Schauspieler, der arme Kerl. Ich war damals mit ihm nicht sehr gut bekannt. Und jetzt ist er Schiffsheizer. Ich glaube, ich weiß, was er für Gefühle hatte, als er mir gegenüberstand, und ich verstehe seine Gründe. Ob er wohl die meinen verstand?

Ich bemühe mich nett zu sein, selbst als ich entdecke, daß der ganze Vorfall nicht sehr interessant ist. Aber ich versuche, ihn dazu zu machen, versuche es um so mehr, weil der Mann nie viel bedeutete. Verdammt, diese Erster-Klasse-Passagiere gucken immer noch herunter, und ich will ihnen kein Schauspiel geben. Unwillig beschließe ich, von jetzt ab ganz zugeknöpft zu ihnen zu sein: der einzig richtige Weg, sie zu behandeln.

Es ist fünf Uhr, ich gehe ein türkisches Bad nehmen. Mein Gott, was für ein Unterschied, erster Klasse zu reisen statt im Zwischendeck.

Geld ist doch etwas Unerhörtes. Geld macht das Leben so einfach. Solche Gedanken kommen

leicht in dem luxuriösen heißen Bade. Ich bin jetzt den Erster-Klasse-Passagieren etwas mehr gewogen. Ich habe mich benommen wie ein sentimentaler Narr. Ein paar sehr nette Leute sind doch an Bord. Mit zweien oder dreien komme ich in ein Gespräch. Sie haben dieselben Ansichten wie ich über viele Dinge.

Was für eigenartige Erscheinungen man im türkischen Bade zu sehen bekommt! Die beiden Extreme, fett und mager, ganz selten einen vollkommenen Körper. Ich aber bleibe ein „öffentlicher Mann", selbst in meiner Nacktheit. Einer besteht darauf, mir zu zeigen, wie man in dem heißen Raume Handstand und Purzelbaum macht. Das fordert meine Gewandtheit heraus. Kann ich es nachmachen? Guter Gott, nein. Ich bin kein Akrobat, sondern Schauspieler. Wütend bin ich.

Dann erzählt der Mann von dem Wert regelmäßiger Übungen und empfiehlt mir zu meinem Besten einen täglichen Kursus an Bord. Ich will aber durchaus keinen täglichen Kursus und sage ihm das unverblümt.

„Aber", antwortet er, „wenn Sie es eine Woche lang durchhalten, werden Sie dieselben Sachen machen können wie ich." Aber ich kann, selbst auf diese Aussicht hin, nicht einsehen, welche Verwendung ich im Falle einer Schiffskatastrophe für Handstand und Purzelbaum haben könnte, um mein Leben zu retten.

Ich komme mit einem andern ins Gespräch, der so lange herummanövriert, bis er mich in eine Ecke

gedrängt hat. Er zeigt ein lebhaftes Interesse für die Schauspielerin Theda Bara. Ob ich sie kenne? Was für eine Art Frau sie sei? Auch im Privatleben ein „Vamp"? Und Louise Glaum? Er scheint auf Vampyre zu fliegen. Ob ich irgend jemand von den alten Größen kenne? So fließt sein Redestrom munter weiter, meist antworte ich „Nein".

Die müssen mich für sehr blöde halten. Aber wie soll man auf solche Fragen Antworten wissen? Es entstehen daraufhin große Zweifel, ob ich denn nun Chaplin sei oder nicht. Ich wünschte, sie kämen zu der Überzeugung, daß ich es nicht bin. Ich gestehe, daß ich Theda Bara nie gesehen habe. Also sprechen sie von meinen eignen Filmen. Was ich über meine ulkigen Tricks denke? Das ist zu stark. Ich bin leider gezwungen, mich aus dem Heißluftraum zurückzuziehen. Nur fort von diesen schrecklichen Ausfragern. Aber der Rückzug ist nicht so einfach.

Ein rundes, kleines, lächelndes Individuum läßt mich wissen, daß es fast alle meine Filme gesehen hat. Er sagt: „Ich habe Sie so oft im rollenden Leben (reel life) gesehen, daß ich mir immer gewünscht habe, Sie auch im wirklichen Leben (real life) zu sehen." Er lacht selbst über seinen dummen kleinen Witz. Vermutlich hält er ihn für höchst originell. Als ich ihn zum erstenmal hörte, lag ich in den Windeln.

Aber ich „grinse", das tue ich ja immer. Er fragt, warum ich ein türkisches Bad nehme; ich antworte

ihm, daß ich fürchte, ein bißchen Bauch zu bekommen. Jetzt spreche ich seine Sprache. Er wußte den dernier cri, wie man Bäuche am besten wegbekommt. Er führte sämtliche Bauchentfernungsmethoden vor. Er rollte, streckte, knetete seinen Bauch auf einer Bank, während er tief atmete und bis hundert zählte. Er wußte noch verschiedene andere Geschichten, aber ich winkte ab. Er hätte mir für den Anfang genug gezeigt. Keuchend stand er auf, und ich bemerkte, daß das Auffallendste an ihm sein Bauch war, und daß er den dicksten Bauch auf dem ganzen Schiffe hatte.

Zufällig sah er auf meine Füße herunter. „Ich dachte immer, Sie hätten große Füße. Haben Sie sie versichern lassen?" Unmöglich, das länger zu ertragen. Ich brach durch die Tür in den Massageraum aus und warf mich auf ein Ruhebett nieder. Endlich hoffe ich ausruhen zu können. Der Masseur ist Engländer und hat fast alle meine Filme gesehen. Er spricht über „Shoulder Arms" und erwähnt Einzelheiten, die ich, glaube ich, gar nicht gemacht habe. Er hatte immer gedacht, ich sei ein hübscher muskulöser Kerl, nun war er bitter enttäuscht.

„Wie machen Sie denn das mit Ihrem komischen Hinfallen?" Er wundert sich, daß ich nicht mit Narben bedeckt bin. Ob ich Clara Kimball Young kenne? Ob die meisten Leute beim Film unmoralich seien? Ich wehre ab, um schlafen zu können, ich bin sehr müde. Im Halbschlummer höre ich Bemerkungen über meine Füße.

Ich werde gepufft und geknetet und dann in einen andern Raum geschafft.
Endlich Ruhe. Ich will gerade fest einschlafen, als einer der Passagiere fragt, ob ich nicht so gut sein wolle, ihm mein Autogramm zu geben. Ich widersetze mich. Die Müdigkeit siegt, und ich sinke fest in Schlaf, erst um sieben weckt man mich mit dem Bemerken, daß ich das Bad verlassen müsse. Ich ziehe mich zum Essen an. Im Rauchzimmer treffe ich den teuflischen Kamera-Mann. Ich erkenne ihn nicht, denn er ist wie ein gewöhnlicher Mensch gekleidet. Wir kommen in Unterhaltung, na, eine schöne Unterhaltung war das! Er sagt:
„Hören Sie, Charlie, ich bin untröstlich, aber man hat mir den Auftrag gegeben, Sie auf Ihrer Reise zu filmen. Nun müssen wir versuchen, miteinander auszukommen und es uns so leicht wie möglich zu machen. Das beste wird sein, es möglichst schnell zu erledigen, um es hinter sich zu haben. Also, hören Sie, ich möchte Sie morgen und übermorgen vielleicht noch ein paar Stunden aufnehmen. Erst mit den Dritter-Klasse-, dann mit den Zweiter-Klasse-Passagieren und außerdem noch bei Bordspielen. Am besten wäre es, wenn Sie Ihr ganzes Drum und Dran anhätten, Schnurrbart, Hut, Schuhe und Spazierstock."
Ich schreie um Hilfe. Er solle mit meinem persönlichen Vertreter, Herrn Robinson, sprechen.
Er erwidert: „Ich werde ein ‚Nein' als Antwort

nicht annehmen." Ich entgegne ihm, daß das einzige, was er auf der Reise nicht tun werde, sei, mich zu filmen.

„Ich bin beauftragt, Sie zu filmen, und ich werde Sie filmen", sagt er. Und dann erzählt er mir von seinen andern Siegeszügen mit der Kamera, vor allem von seinen verschiedenen Erfahrungen mit Politikern, die auch nicht gefilmt werden wollten. „Ich mußte seine Palastmauern durchbrechen, um den König von England aufzunehmen, aber ich habe ihn doch gekriegt. Ebenso ging es mit Foch, aber jetzt habe ich auch sein Gesicht auf dem Zelluloidstreifen."

Während er lächelt, mustert er gleichzeitig mit einem anklagenden Blick meine etwas dürftige Gestalt. Das ist der Schluß. Ich bleibe dabei, er könne mich nicht kurbeln, denn von nun an werde ich mich in meine Kabine einschließen. Ich werde ihn schon an der Nase herumführen.

Aber der ganze Abend ist mir verdorben. Ich gehe schlafen, die gesamte Filmindustrie verfluchend und die, welche für die Kameraleute verantwortlich sind, im besonderen. Warum habe ich die Reise überhaupt unternommen? Wozu ist das alles gut? Es ist mir über den Kopf gewachsen. Und es sind doch meine Ferien!

Es ist noch früh, ich beschließe, etwas zu lesen, und nehme einen Band Gedichte von Claude Mc Kay vor, einem jungen Negerdichter, der herrliche beseelte Verse schreibt. Nachdem ich einige dieser

Juwelen gelesen habe, scheinen meine kleinen Sorgen mir fast kindisch.
Ich lese:

Die Tropen von New York.

Bananen, reif und grün, und Ingwerwurzein,
Kakaoschoten, Alligatorbirnen
und Tangerinen, Mangos, Grapefruits
seh in den Fenstern ich und denke
an fruchtbeladne Bäume, murmelnde Bäche,
tauige Morgen, blauen weiten Himmel,
feierlich dämmernd über heil'gen Hügeln.
Mein Blick verdüstert sich, nun kann ich nicht mehr staunen,
ein Strom von Sehnsucht flutet durch mein Blut.
Ich hungre nach den altvertrauten Wegen,
und schleich' beiseite, senk' mein Haupt und weine.

Und ich lese weiter:

Liebe, zarte span'sche Palme
mit den gelb' und weißen Blüten,
taubedeckt und sanft entschlafen:
denkst du heute Nacht an mich?

Beschattet von dem breiten Mango
winkst du über den bewegten Fluß.
Sag' mir, liebste Blüte meiner Kindheit,
träumst von mir du, dem Verbannten?

Siehst du mich im Bache wieder
Graufisch fangen an den Steinen?

Denkst du an dein flüsternd Klagen:
„Läßt du alle hier allein?“

Siehst du mich auf weiter Wiese
aus dem dunklen Walde schreiten,
einen Bambus auf der Schulter
und den Korb, aus Stroh geflochten?

Siehst du mich verlangend warten
auf die elfenäug'ge Liebste,
mitten im Orangenhaine,
Vogelsang in allen Ästen?

Liebe, zarte span'sche Palme,
Quelle meiner tiefsten Freuden,
fern in deinem sonn'gen Süden:
wirst du nachts oft von mir träumen?

Ich gebe diese Verse hier wieder, weil ich nicht glaube, daß sie bekannt sind; es ist mir, als ob ich damit einen seltenen Schatz ausgrabe. Mir gaben sie Ruhe für diese Nacht.

Am nächsten Morgen noch mehr Autogrammbücher und drahtlose Grüße von Freunden, die mir gute Reise wünschen. Das rührt mich. Außerdem liegen noch ungefähr zweihundert Schiffspostkarten da. Ob ich sie nicht für die Stewards unterzeichnen würde? Ich fühle mich sehr gut aufgelegt und freue mich, an diesem Morgen irgend etwas tun zu können. Bis zum Lunch gebe ich Unterschriften.

Es fällt mir jetzt auf, daß ich eigentlich niemand kennengelernt habe. Man sagt, daß die Schranken an Bord gelockert seien. Aber nicht für mich.
Ed. Knoblock und ich halten sehr zueinander. Aber die ganze Zeit über fühle ich eine Art Neugier, was aus der schönen Opernsängerin geworden sein mag, die mit mir beim Anbordkommen photographiert worden ist. Ob wohl Zusammenphotographiertwerden bereits Bekanntschaft bedeutet? Ich habe sie seit jener Aufnahme nicht wieder gesehen.
Wir sitzen in Deckstühlen, Knoblock und ich. Ed. liest eifrig „Economic Democracy" von irgendeinem bedeutenden Mann. Ich habe die besten Vorsätze, Wells' „Outline of History" zu lesen, aber die Vorsätze beginnen nach wenigen Absätzen schwankend zu werden. Ich sehe aufs Meer, auf die Leute, die vorbeikommen. Von Zeit zu Zeit gucke ich Knoblock an in der Hoffnung, daß er sein Buch überbekommen und aufsehen wird, aber Knoblock hat offensichtlich keinerlei Neigung dazu.
Plötzlich entdecke ich, etwa zwanzig Stühle entfernt, die schöne Sängerin. Ich weiß nicht, warum ich immer jene eigentümliche Verwirrung bekomme, die mich auch jetzt wieder packt. Ich versuche, mich dazu zu bringen, daß ich hinübergehe und mich mit ihr bekannt mache. Nein, das wäre eine zu harte Prüfung. Wie stellt man sich selbst vor? So was ist ein Problem.
Ich sehe wieder weg. Sie guckt jetzt zu mir herüber. Ich tue, als ob ich sie nicht sehe, drehe mich schnell

um und fange an mit Knoblock zu sprechen, der glaubt, daß ich plötzlich toll geworden bin.
„Ist die Dame dort nicht die Opernsängerin?“ frage ich.
„Ja.“
Sein Interesse ist erwacht.
„Wollen wir nicht zu ihr gehen und uns vorstellen?“
„Gewiß, wenn du willst.“ Und er ist auf und davon, bevor ich noch Atem schöpfen kann.
Wir stehen auf und gehen über Deck. Ich verstehe es eben nicht, Leute kennenzulernen. Schließlich kommt der geeignete Moment im Rauchzimmer, wo eine Schiffsauktion abgehalten wird. Sie ist in Gesellschaft zweier Herren. Wir begrüßen uns. Sie stellt den einen als ihren Mann, den andern als einen Freund vor.
Sie macht mir Vorwürfe, daß ich sie nicht früher angesprochen habe. Ich versuche, es so hinzustellen, als ob ich sie nicht gesehen hätte. Das macht ihr mächtigen Spaß, sie wird sehr charmant. Wir werden fast Freunde. Sie und ihr Mann essen am nächsten Tage mit uns zusammen zu Abend. Wir reden über gemeinsame Freunde. Stellen fest, daß eine ganze Menge netter Leute an Bord ist. Sie heißt Mme. Namara und im Privatleben Mrs. Guy Bolton, die Frau des Autors von „Sally“. Sie sind auf dem Wege nach London, wo sie der englischen Erstaufführung von „Sally“ beiwohnen wollen. Wir verbringen einen reizenden Abend zusammen, erst beim Essen, dann in ihrer Kabine.

IV. Kapitel.

ENGLAND IN SICHT!

Alles geht glatt weiter bis zu dem Konzertabend für den Seemannsfonds, der auf allen Schiffen in der letzten Nacht abgehalten wird. Die Passagiere sorgen selbst für das Programm.

Ich werde gebeten, aufzutreten. Dieser Gedanke erschreckt mich. So gern ich irgend etwas tun würde, ich bin zu erschöpft und müde. Also bitte ich, mich zu entschuldigen, weil ich nicht gern in der Öffentlichkeit auftrete. Ich finde immer, daß ich dann enttäusche.

Ich gebe alle möglichen Gründe für mein Nichtauftreten an, ich könnte nichts besonderes machen, ich sei nicht vorbereitet, es verstoße gegen meine Prinzipien, weil es die Illusionen verderbe, besonders für die Kinder. Wenn sie mich ohne Hut, Schuhe, Stock sähen, so sei das dasselbe, als ob man dem Weihnachtsmann den Bart wegnähme. Und da ich meine Ausrüstung nicht bei mir hätte, fühlte ich mich nicht fähig. Ich bin immer sehr unsicher, wenn Kinder mich ohne meine Aufmachung sehen. Ich muß sagen, daß die Offiziere sehr sympathisch waren und die Gründe, aus denen ich nicht

auftreten wollte, verstanden, und ich kann versichern, daß das Konzert ohne mich ein vollkommener Erfolg wurde. Es gab Musik und Vorträge, Gesang und Tanz; ein Passagier trat als Pfeifer auf, imitierte verschiedene Vögel und Tiere, auch die Kreischgeräusche beim Holzsägen. Es war sehr effektvoll.

Alles machte mir riesigen Spaß bis beinahe zum Ende, als plötzlich der Präsident der Veranstaltung ankündigte, daß ich anwesend sei und, wenn die Gesellschaft es sehr dringend wünsche, etwas vorführen werde. Das war sehr peinlich, aber bestimmt verstand man mich, als ich erklärte, daß ich physisch erschöpft und auch unvorbereitet sei. Aber der Präsident erklärte nicht gerade geschmackvoll, daß es nichts schade, da man Charlie Chaplin ja jederzeit für ein paar Cents sehen könne.

Der nächste Tag war der letzte an Bord. Wir nähern uns dem Land. Ich bin mit dem ganzen Schiff bekannt geworden. Ich habe aufgehört, ein Kuriosum zu bedeuten. Man hat mich als Privatmann genommen, ohne Schnurrbart und ohne Aufmachung. Wir tauschen Karten und Einladungen aus.

Der Lotse kommt an. Das Oberdeck ist schwarz von Menschen. Jemand erzählt mir, daß englische und französische Kameraleute da sind, um mich zu begrüßen. Ich stehe auf dem Oberdeck, um mich von Mme. Namara und ihrem Mann zu verabschieden, die in Cherbourg aussteigen. Plötzlich, wie

eine Lawine, eine Unmenge Leute, mit Bleistiften bewaffnet, Filmapparaten und photographischen Apparaten. Ein paar Minuten Verwirrung: sie suchen Charlie Chaplin. Einige haben mich gesichtet, ich sehe, wie sie unsere kleine Gruppe suchen. Ich bin gefunden:
„Da ist er!"
Meine Freunde bekommen es plötzlich mit der Angst zu tun und verlassen mich. Ich fühle mich sehr allein, als Opfertier. Quadratschädelige Männer mit den verschiedenartigsten Manieren lüften die Hüte vor mir.
Ob ich französisch spreche? Manche sprechen französisch mit mir, ich verstehe nichts, ich bin verwirrt. Andere sprechen englisch. Alle sind zu aufgeregt und persönlich interessiert, um mich zu interviewen. Die Filmoperateure vergessen sogar zu drehen.
Aber sie kommen wieder zu sich, nachdem ihre Neugier befriedigt ist. Eine Sündflut von Fragen:
„Werden Sie London besuchen?"
„Warum sind Sie herüber gekommen?"
„Haben Sie Ihr Kostüm bei sich?"
„Wollen Sie hier Filme machen?"
Dann fragen die Franzosen:
Ob ich Frankreich besuchen wolle?
Ob ich nach Rußland gehen würde?
Ich versuche allen zu antworten.
„Werden Sie nach Irland gehen?"
„Ich glaube nicht."



Charlie und Jackie Coogan in „Kid“

Lichtbildbuhne



Aus „Goldrausch“ United Artists

„Was denken Sie über die irische Frage?"
„Das würde im Moment zu viel Überlegung erfordern."
„Sind Sie Bolschewist?"
„Ich bin Künstler, nicht Politiker."
„Warum wollen Sie Rußland besuchen?"
„Weil ich mich für jede neue Idee interessiere."
„Was denken Sie über Lenin?"
„Ich halte ihn für einen bedeutenden Mann."
„Warum?"
„Weil er eine neue Idee gestaltet."
„Glauben Sie an den Bolschewismus?"
„Ich bin kein Politiker."
Andere bitten mich, ihnen Grüße für Frankreich zu geben, ebenso auch Grüße für London. Was ich der Bevölkerung von Manchester mitzuteilen hätte? Ob ich Bernard Shaw besuchen wollte? Und H. G. Wells? Ob es wahr sei, daß ich geadelt werden sollte? Wie ich das Arbeitslosenproblem lösen würde?
Aus der Mitte dieser ziemlich finsteren Gentlemen zieht mich einer zur Seite, um mir zu sagen, er sei mit meinem Vater intim bekannt gewesen und habe ihm bei seinen Music-Hall-Engagements als Agent gedient. Ob ich in Europa arbeiten würde? Wenn ja, könne er mir ein Engagement verschaffen. Ob ich ihm als ersten die Option geben würde? Auf jeden Fall sei er sehr erfreut, mich gesehen zu haben. Wenn ich etwa eine kleine Erholung suchte, sollte ich bei ihm ein paar Tage mit geistesverwandten

Menschen verbringen, mit Menschen, wie ich sie liebte.

Ich werde von meinen Sekretären gerettet, die darauf bestehen, daß ich in meine Kabine gehe und mich niederlege. Auf alles, was die Zeitungsleute etwa noch zu fragen haben, wollen sie für mich antworten. In Auflösung begriffen, werde ich fortgeschleift.

Deshalb also bin ich sechstausend Meilen weit hergekommen? Ist das die Ruhe? Wo ist die Erholung geblieben, die ich mir so lebhaft ausgemalt habe?

Ich lege mich nieder und schlafe bis zum Essen, das ich in der Kabine nehme.

Nun tritt ein anderes großes Problem an mich heran: die Trinkgeldfrage. Wenn man für dich sorgt, tut man es in der Erwartung, daß du Trinkgeld geben wirst. Ich glaube an die Ethik des Trinkgeldes. Es sichert dir gute Bedienung. Es ist wohlangelegtes Kapital. Aber wann und wieviel Trinkgelder geben, das ist die Frage. Ein tiefes Problem auf so einem Schiff.

Da ist der Kabinen-Steward, der Kellner, der Oberkellner, der Hallenboy, der Decksteward, der Hausknecht, der Baderaumsteward, die Bedienung im Türkischen Bad, der Turnlehrer, der Rauchzimmersteward, der Liegeraumsteward, die Pagen, der Liftboy, der Barbier. Es ist bedrückend. Ich frage mich beinah, ob man nicht auch noch dem Doktor und dem Kapitän Trinkgeld geben müßte.

Nun bin ich doch sehr aufgeregt, voller Ungeduld. Möchte wissen, was geschehen wird. Nach meinem ersten Renkontre mit fünfzig Zeitungsleuten in Cherbourg bin ich nicht sehr böse. Tatsächlich, es ist mir fast lieb. Eine bekannte Persönlichkeit sein ist gar nicht übel. Ich bin gerüstet für den Kampf. Es ist aufregend. Europa ist da. Ein Uhr nachts. Ich bin in meiner Kabine. Morgens sollen wir ausgeschifft werden.

Ich sehe aus der Luke und höre Stimmen. Sie kommen vom Dock her. Ich bin jetzt sehr bewegt. Das Geheimnisvolle der schwarzen Nacht draußen durchdringt mich. Ich schwelge in verheißungsvollen Ahnungen. Wir sind in Southampton, wir sind in England.

Morgen! Ich gehe ins Bett und denke immer nur: Morgen! Ich versuche zu schlafen, mit der kindlichen Hoffnung, daß im Schlaf die Zeit mir schneller vergehen wird. Meine Überlegung war vielleicht richtig, aber irgendetwas in meinem Körper funktionierte nicht. Ich konnte nicht einschlafen. Ich rollte hin und her, zählte, schloß die Augen und lag ganz still, aber es ging nicht. Etwas wie eine Weihnachtsabendstimmung war in mir. Das ‚Morgen' war zu verheißungsvoll.

Ich sah nach der Uhr. Zwei Uhr morgens. Ich blickte durch die Luke. Ganz dunkel draußen. Vergebens versuche ich die Finsternis zu durchdringen. Von ferne höre ich Stimmen durch die Nacht kommen und die Wellen, die an die Wände des Schiffes

schlagen. Dann wird ein-, zwei-, dreimal mein Name genannt. Erwartungsvoll richte ich mich auf. Wie seltsam und geheimnisvoll! Ich will es nicht weiter beachten, aber das geht nicht.

Niemand scheint wach zu sein, außer ein paar Leuten, die an Deck auf und ab gehen. Von Zeit zu Zeit höre ich wieder das vielversprechende „Charlie Chaplin". Ich starre durch die Luke. Es fängt an zu regnen. Das erhöht noch den Zauber. Ich drehe das Licht aus, gehe wieder zu Bett und versuche zu schlafen, um bald von neuem aufzustehen, herauszugucken und Robinson zu rufen: „Können Sie schlafen?"

„Nein. Wollen wir aufstehen und uns anziehen?"

Ihn hat es auch gepackt.

Wir gehen auf dem Oberdeck umher, merkwürdig gemischte Gefühle im Herzen. Ich bin zugleich bewegt und bedrückt. Ich überlege, ob der Empfang so ausfallen wird, wie ich ihn mir vorstelle. Haufenweise sind Depeschen in den letzten Tagen angekommen.

„Werden Sie Engagements annehmen?" — „Werden Sie mit uns essen?" — „Wie ist es mit ein paar Tagen auf dem Lande?"

Ich kann unmöglich allen antworten. Wenn sie keine Antwort erhalten, senden sie drahtlose Anfragen an den Kapitän.

„Mr. Lathom, ist Mr. Chaplin an Bord?" — „Ist mein Telegramm ihm ausgeliefert worden?"

So viele Anfragen habe ich noch nie bekommen: „Werden Sie Dienstags kommen?" — „Werden Sie

hier essen?" — „Sind Sie frei für Engagements?" — „Ich bin der größte Agent in der Welt."
Eine der Depeschen ist vom Bürgermeister von Southampton, der mich im Namen dieser Stadt begrüßt. Andere von den Leitern der europäischen Filmindustrie. Ihretwegen bekomme ich Herzbeklemmungen. Und dann der Empfang durch den Bürgermeister. Da muß ich sicher eine Ansprache halten. Ich hasse Ansprachen. Ich kann keine zustande bringen. Das ist das Schreckgespenst, das mir diese Nacht vor Augen schwebt.
In meiner Schlaflosigkeit gehe ich in meine Kabine zurück und versuche niederzuschreiben, was ich sagen werde, indem ich mir im Geiste ausmale, was der Bürgermeister sagen wird. Sicher ein Meisterstück der Redekunst, umständlich ausgeklügelt von Leuten, deren Geschäft es ist, Ansprachen zu verfassen. Ich weiß, daß ich wie ein hilfloser Dummkopf erscheinen werde mit meiner Antwort. Aber ich gehe tapfer an die Arbeit, schreibe Satz für Satz nieder und übe dann das Ganze vor dem Spiegel ein. „Herr Bürgermeister und Bevölkerung von Southampton." Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgegenstarrt, sieht etwas albern aus. Ich denke an Los Angeles und möchte wissen, was man da wohl zu meiner Ansprache sagen würde. Aber ich probe weiter.
Um einen Zuhörer zu haben, rufe ich Carl Robinson, lasse ihn niedersitzen und beobachten. Mehrmals halte ich meine Ansprache. Das erste und

zweite Mal ist er artig, aber dann fängt er an, unruhig zu werden. Er macht Einwände. Ich nehme einige Zeilen heraus und setze andere dafür ein. Dann halte ich mich für vorbereitet genug. Um acht Uhr früh soll ich dem Bürgermeister gegenüberstehen.

Schließlich lege ich mich zu Bett und werde von einem unruhigen Schlaf hin- und hergeworfen. Am Morgen wecken mich Menschen vor meiner Tür. Carl stürzt herein.

„Schnell, der Bürgermeister wartet oben auf Sie.“

Ich habe mich um zwanzig Minuten verspätet. Das erhöht meine Kraftlosigkeit.

Ich werde in meine Kleider gestoßen, dann am Arm gepackt, als ob ich gerade verhaftet werden sollte, und aus meiner Kabine geschleppt. Guter Gott, ich habe meinen Zettel vergessen, meine Rede, meine Antwort an den Bürgermeister, mit all den schönen Gesten, die ich während der langen Nacht studiert habe. Ich war der festen Überzeugung, daß ich einige neue Gebärden geschaffen hatte, niemals zuvor gebraucht auf Rednertribünen oder auf Kathedern; aber ohne meinen Entwurf fühlte ich mich verloren.

Doch blieb mir keine Zeit. Es dauert nicht lange, bis man an einen Ort gekommen ist, wenn dieser Ort irgend etwas Furchtbares für einen birgt. Ich stand vor dem Bürgermeister, ehe ich innerlich dazu fähig war.

Dieser Bürgermeister war kein gewöhnlicher Typ.

Er war mehr als ein Schulmeister. Sehr angenehm und bestimmt, mit schildpattumrandeten Augengläsern und nicht geschmückt mit Kette und Barett, die ich mir als Zeichen seiner Würde vorgestellt hatte. Eine große Erleichterung für mich.
Eine Menge Männer, Frauen und Kinder stehen herum. Den Kindern werde ich vorgestellt. Ich wirble durch die Menge und, als ich umdrehe, kann ich nicht mehr herauskriegen, wer denn der Bürgermeister ist. Es scheinen mir lauter Bürgermeister da zu sein. Vielleicht habe ich mich in der Richtung geirrt. Mit ein paar freundschaftlichen Stößen werde ich wieder in seine Nähe befördert. Ah, da ist er!
Ich stehe da, verlegen meine Daumen drehend, genau so verwirrt, wie ich es erwartet hatte.
Der Bürgermeister fängt an. Es ist mir gesagt worden, daß es sehr formell werden wird.
„Mr. Chaplin, im Namen der Bürger von Southampton . . .“
Nichts dergleichen habe ich vorausgesehen. Ich versuche genau zuzuhören, was er sagt. Er scheint mir weit weg zu sein, und er sagt keine Silbe so, wie ich es mir ausgedacht habe. Meine Antwort paßt zwar ganz und gar nicht auf das, was er sagt, aber ich kann mir nicht helfen. Ich muß sie irgendwie anbringen, wenigstens soweit ich mich an sie noch erinnern kann.
Er ist fertig. Ich murmele einige geistlose Höflichkeitsformeln. Nichts, wie ich es mir aufgeschrieben

hatte, mit keiner der so schwer einstudierten Gesten.

Eine Unterbrechung tritt ein durch Mütter, die mir erregt ihre Kinder vorführen.

„Da ist mein kleines Mädel."

Mechanisch schüttle ich jedem die Hand. Von allen Seiten werden mir Autogrammbücher unter die Nase geschoben. Carl wehrt sie ab und beschützt mich so gut wie möglich. Da merke ich, daß der Bürgermeister immer noch vor mir steht. Ich überlege, was ich noch sagen könnte. Alle sprachlichen Vorstellungen haben mich verlassen. Ich höre mich brummen: „Sehr freundlich von Ihnen. Ich bin erfreut, Sie alle kennengelernt zu haben."

Jemand flüstert mir zu: „Sagen Sie doch irgend etwas über den englischen Film. Sagen Sie doch den Engländern irgendein Begrüßungswort." Ich probiere und kann kein Wort hervorbringen, aber dieselbe Erregung, die mich geplagt hat, kommt jetzt über meine Begleiter. Die ganze Situation macht uns verwirrt und verblüfft. Eigentlich finde ich daran Gefallen.

Aber jetzt ziehen die fremden Gesichter vorbei und bekannte nehmen ihre Stelle ein. Da ist Tom Geraghty, der gewöhnlich die Manuskripte für Douglas Fairbanks schreibt. „Wenn die Wolken ziehen" und „Mollycoodle" ist von ihm. Tom ist mir ein guter Freund, wir haben viele nette Stunden zusammen verbracht: bei Doug in Los Angeles. Dann ist noch Donald Crisp da, der den Battling

Burrows in „Eine Blüte gebrochen“ spielte, ein Clubgenosse aus dem Athletic-Club von Los Angeles.

Mein Vetter, Aubrey Chaplin, ein ziemlich würdiger Gentleman, aber mit allen Merkmalen eines Chaplin, begrüßt mich.

Himmel, ich sehe ihm etwas ähnlich. Aubrey hat ein Restaurant in einer ganz guten Gegend von London. Ich merke, daß Aubrey ein guter, einfacher Mensch ist und sehr wünscht, sich mit mir einmal ordentlich auszusprechen.

Dann noch Abe Breman, der Vertreter der United Artists in England. Und schließlich ist noch „Sonny“ da, ein Freund aus den Tagen, als ich noch auf der Bühne war. Ich habe zehn Jahre lang nichts von ihm gehört. Der Gedanke, die alte Freundschaft wieder aufleben zu lassen, macht mich glücklich und eifrig.

Wir sprechen über die verschiedensten Dinge. Sonny geht es gut. Er muß mir alles bruchstückweise erzählen, denn wir sind erst mitten unter das Gepäck und dann in ein Eisenbahnabteil geraten, das irgend jemand bestellt hat.

Indessen ist der Andrang der Menschen hier nicht so groß, wie ich gedacht hatte. Ich bin etwas beleidigt. Wenn man nun weiter kein Aufhebens von mir machen wird? Jedermann hat mir von der Größe des Empfanges erzählt, den man mir bereiten würde. Es schmeckt etwas nach Enttäuschung, aber dann höre ich, daß das Schiff einen Tag Verspä-

tung hat; die Leute konnten also nicht wissen, wann ich ankommen würde.
Diese Erklärung heitert mich auf, obgleich ich gar nicht so sehr an mich selbst, als an meine Freunde gedacht hatte, die so viel erwarteten. Ich merke, daß die ganze Sache nur um ihretwillen vor sich gehen sollte. Ja, so ist's.
Aber ich bin in England. Hier herrscht Frische, Wärme. Hier ist die Natur in ihrer besten Laune. Die Züge, diese kleinen Spielzeugzüge mit den ulkigen Rädern wie an Kindereisenbahnen. Man hört eigenartige Geräusche, die kommen von der Maschine, schnaufende laute Töne, wie wenn sie die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen wollte. Ich bin in einer andern Welt. Southampton ist mir absolut fremd, wenn ich auch früher schon dagewesen bin. Nichts ist mir vertraut, mir ist, als sei ich in einem fremden Lande. Menschenmengen, die mit jeder Minute größer werden. Was für liebreizende Frauen — anders als die amerikanischen Frauen, aber ich könnte nicht sagen, wieso. Ein hübsches Mädchen guckt mich an, von entzückendem englischen Typ. Sie kommt an den Wagen, und mit einer schönen musikalischen Stimme sagt sie: „Darf ich um Ihre Unterschrift bitten, Mr. Chaplin.“ Sie ist bezaubernd. Genau der Typ, den man auf Filmen sieht, etwa wie Hall Caines Gloria in „The Christian“, schönes rotbraunes Haar, ungefähr siebzehn.
Siebzehn, was für ein Alter! So alt war ich auch

einmal, und hier, in England. Wie weit liegt das zurück!
Tom Geraghty und die andern, wir sind alle so aufgeregt, daß wir nicht genau wissen, was wir anfangen sollen. Wir können uns nicht sammeln. Eigentlich berstet man vor jahrelang aufgespeicherten Fragen, fließt über von wichtigen Nachrichten füreinander und spricht über die allergrößten Nichtigkeiten. Ich bemerke, daß ich ihnen nicht zuhöre und sie mir nicht. Ich brauche Augen und Ohren für mich.
Ein englischer Beamter. Alles ist anders. Er fordert die Billetts. Großes Durcheinander. Man schließt die Türen. Ich sehe die Menschen an. Das alte „Grinsen" ist an der Arbeit. Sie lachen und jubeln mir zu. Ich schwenke meinen Hut. Ich fühle mich albern, aber anscheinend haben sie das gern. Will denn der Zug niemals abfahren? Ich will doch auch etwas außerhalb des Bahnhofs sehen. Ich will das Land sehen. Alle reden irgend etwas. Ich weiß nicht, was sie von mir denken, meine Freunde. Ich wünschte, sie wären gar nicht da. Ich möchte allein sein, so daß ich alles in mich aufnehmen könnte.
Wir fahren. Ich sitze vorwärts, als ob ich den Zug schieben helfen wollte. Ich will einen Blick tun auf Old England. Mehr als nur einen Blick will ich tun.
Englische Landschaft! Neue Häuser schießen überall empor, neue Haustypen für Arbeiter. Immer mehr neue Häuser. Niemals habe ich England in

einem solchen Bautaumel gesehen. Die Wäldchen sind fast verschwunden. Das ist neu für dies Land, das immer so grün gewesen ist. Aber es bleibt England, und ich liebe in ihm jede einzelne Meile.

Ich stelle fest, daß alles in meinem Coupé aus Los Angeles ist, mit Ausnahme meines Vetters und Sonnys. Hier bin ich mitten in Hollywood. Und ich bin 6000 Meilen gereist, um von Hollywood wegzukommen. Der Film ist eben Weltherrscher, man kann ihm nicht entgehen. Aber das beunruhigt mich nicht sehr, denn ich werde die ganze Gesellschaft nach dem üblichen Diner geschickt abschütteln und mich davonmachen.

Jede Minute bringt neue Überraschungen. Die ganze Strecke entlang stehen, auf kleinen Stationen, Leute, die warten, daß mein Zug vorbeifährt. Das ist ein wunderbares Gefühl, jedermann so begeistert zu sehen. Ich möchte wissen, was erst in London passieren wird.

Aubrey und die ganze Clique sprechen darüber, daß man eine bewaffnete Abteilung zu meinem Schutz haben müßte. Aber, sage ich, das sei doch nicht nötig. „Das verstehst du nicht, mein Junge, warte, bist du in London bist!“

Im geheimen hoffe ich, daß sie recht haben. Aber ich habe meine Zweifel. Alle sind nett zu mir, ich solle etwas schlafen, da ich müde aussähe. Ich werde verwöhnt und verzogen. Aber ich habe das gerne, wie sie alle wissen.

Mein Vetter interessiert mich. Er bittet mich, etwas

zu erzählen. Zuerst fühle ich mich etwas bedrückt in seiner Gesellschaft, etwas ängstlich. Wie wird er sich mit meinen amerikanischen Freunden vertragen? Ich ärgere ihn wohl mit meiner amerikanischen Gesinnung.

Er hat mich zehn Jahre lang nicht gesehen. Ich weiß, daß ich mich verändert habe. Ich möchte gerne ein bißchen posieren vor ihm. Ihn reizen, nein, nicht gerade reizen, aber in Erstaunen setzen. Ich sehe mich selbst Theater machen, und nur für ihn. Ich will differenziert sein, er soll wissen, daß ich ein differenzierter Charakter bin. Das hat seine Wirkungen. Aubrey wird verwirrt. Ich bin sicher, daß er mich nicht richtig einschätzt und daß ich mich nicht seinen Gesetzen entsprechend betrage. Das entmutigt mich. Ich werde radikal in meinen Ideen entgegen seinem Konservatismus. Aber schon fängt mir dies Theaterspielen für ihn an zu mißfallen. Es ist so übertrieben. Ob er mich versteht? Ich werde Unmassen von andern Menschen kennenlernen müssen. Ich werde nicht fähig sein, ihm all meine Zeit zu widmen. Später möchte ich ein langes Gespräch mit Aubrey haben und ihm alles erklären. Unter diesen Gedanken dusele ich etwas ein.

Aber nur für einen Augenblick. Wir kommen zu den Außenbezirken von London. Ich höre und sehe nichts, aber ich weiß, es ist so, und wache auf. Nun bin ich ganz Erwartung. Schon fahren wir in die Vororte ein.

V. Kapitel

ANKUNFT IN LONDON

Endlich London! Wie herrlich. Noch dieselben vertrauten Häuser. Ich erwartete, daß England sich geändert haben würde. Nein, es ist noch genau, wie ich es verlassen habe. Ich sehe keine Veränderung, nicht einmal im Benehmen seiner Bewohner. Da ist Doultons Töpferei. Und da „The Queens Head“, ein Wirtshaus, das ehemals meinem Vetter gehört hatte. Ich zeigte es ihm, aber er erwiderte, er habe jetzt ein viel besseres. Nun kommen wir in den „Cut“. Kann es denn wahr sein? Ich sehe ein paar mir bekannte Läden wieder. Der Zug fährt mir zu schnell. Meine Gefühle überwältigen mich fast. Ich habe mehr übrig für Häuser als für Menschen.

Dieses Wiedersehen. Ein Würgen sitzt mir in der Kehle. Mir ist sonderbar zumute. Es ist alles wie es war, Gott sei Dank.

Wenn ich bloß allein sein könnte mit alledem. Wenn doch niemand bei mir wäre. Ich erschrecke vor meinen eigenen Gefühlen. Der liebe alte „Cut“. Jetzt sind wir da. Auf dem Bahnsteig ein riesiges Gedränge. Da, ein Polizist, der nach Verbrechern

sucht. Sein Blick streift mich. Mein Gott, ich werde verhaftet werden. Aber nein, er lächelt.
Ein Schrei: „Da ist er ja!"
Wir haben uns auf diesen Empfang vorbereitet. „Vergeßt nicht, daß wir uns alle unterfassen wollen, Knoblock, mein Vetter, Robinson, Geraghty und ich."
Aber sofort, nachdem ich ausgestiegen bin, geraten wir in Unordnung, und unser Manöver mißlingt. Polizisten nehmen mich unter den Arm. Filmleute und Photographen. Ich erblicke ein Plakat, auf dem es heißt, daß die Bilder von meiner Schiffsreise an diesem Abend in einem Kino gezeigt würden. Der verflixte Operateur auf dem Schiffe muß also doch was erwischt haben!
Ich bilde den Mittelpunkt allen Interesses und fühle mich wie ein König. Ich finde ein Lächeln, ein echtes Lächeln. Am Ausgang des Bahnsteigs hört man Stimmen.
„Da ist er, er ist da, er ist's. Das ist er." Ich gehe leichtbeschwingt, genieße jeden Augenblick. Ich bin ja am Waterloo-Bahnhof in London.
Die Schutzleute sind sehr aufgeregt. Es wird eine furchtbar harte Prüfung für sie werden. Tausende stehen draußen. Das begeistert mich, es übersteigt meine Erwartungen. Ganz im stillen schwelge ich. Stille herrscht, als ich an den Ausgang komme. Dann schreien einige „Bravo, Charlie!" Ob sie wohl meine augenblickliche Stellung zwischen den Schutzleuten meinen?

Das ist wirklich herzliche Begeisterung. Verdiene ich denn auch nur einen Teil davon?

Ein junges Mädchen durchbricht die Reihen, tut einen Sprung und erstickt mich mit einem Kusse. Gott sei Dank, sie ist hübsch. Andere scheinen bereit, ihrem Beispiele zu folgen, ich verlangsame meine Schritte. Das gilt als Signal. Im Nu sind die Schranken durchbrochen.

Von allen Seiten kommen sie, die Polizisten boxen und puffen. „Charlie! Da ist Charlie! Hoch Charlie! Sollst leben, Charlie!" Alte Männer, alte Frauen, Mädels, Jungens, alle im aufgeregtesten Durcheinander. Meine Freunde habe ich verloren. Wir erkämpfen uns unsern Weg durch die Menge. Mir macht es nichts aus. Ich werde wie auf dem Kamm einer Welle getragen. Alle außer mir arbeiten sich hindurch. Mir macht es keine Anstrengung. Ich habe meine Freude daran.

Endlich kommen wir auf die Straße. Da wird's ganz schlimm. „Hurra, bravo, hoch Charlie." Glockenläuten, Tücherwinken. Manche nehmen die Hüte ab; meinen habe ich verloren. Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Aber es ist mir auch ganz gleich, wie die Sache endet. Ich bin mit Leib und Seele mittendrin.

Plötzlich ein furchtbarer Krach. Verschiedene Leute prügeln sich. „Wo ist Tom? Wo ist Soundso? Wo ist Carl? Wo mein Vetter?" Ich frage das alles laut, irgend jemanden, der mir gerade zuhört. Lächeln statt einer Antwort.

Ich werde zu einem Auto gestoßen und wie ein Paket hineingeladen. Mein Hut wird hinter mir hergeworfen. Drei Schutzleute an jeder Seite des Wagens. Ich kann nicht heraus, um wenigstens meinen Vetter zu holen, die Schutzleute sagen dem Chauffeur, er solle losfahren. Er scheint geradewegs in die Leute hineinzufahren. Ich rufe nach meinem Vetter.

Endlich komme ich wieder zu mir, bringe meine Kleidung in Ordnung, kühle mich etwas ab und sehe mich um. Im Wagen neben mir sitzt ein ganz Fremder. Er ist verletzt und blutet. Augenscheinlich irgendeine Amtsperson. Er sieht erstaunt und konfus aus.

Ich sage: „Ich habe meinen Vetter verloren."

Er antwortet: „Entschuldigen Sie, ich bin Ihnen leider nicht vorgestellt."

„Wissen Sie, wohin wir fahren?", frage ich.

„Nein!"

„Aber, was wünschen Sie denn eigentlich? Wer sind Sie?" sprudele ich heraus.

„Niemand besonderes", antwortet er. „Ich bin gegen meinen Willen hier hereingestoßen worden. Ich glaube, als Sie zum zweiten Male nach Ihrem Vetter fragten. Einer der Polizisten griff mich auf, aber, wie ich fürchte, besteht keine Verwandtschaft zwischen uns." Wir lachen. Das hilft. An der nächsten Ecke wird er höflich abgesetzt. Menschen an beiden Seiten der Straße, die ihre steifen englischen Hüte lüften, als wenn sie eine Dame grüßten. Der

Schutzmann, der mit eingestiegen war, verläßt uns. Ich bleibe allein mit meinen Gedanken.

Wenn ich bloß etwas tun könnte, das Arbeitslosenproblem lösen oder sonst eine große Tat, als Dank für all das. Ich sehe durch das rückseitige Wagenfenster. Eine Kette von Taxis folgt uns. Ganz vorne in einem Wagen stehend ein hübsches junges Mädchen in Rot. Sie winkt. Ein entzückendes Bild. Was für Spaß müßte es machen, mit ihr in einem solchen Wagen über Land zu fahren.

Mir ist, als ob ich einen großen Augenblick erlebe. Für einen Politiker die beste Gelegenheit, etwas zu sagen oder zu tun. Nie habe ich je eine gleiche Erregung gefühlt. Wir fahren York Road hinunter. Die Menschen bilden Spalier. Ich sehe Plakate: „Charlie kommt an".

Ich werde nachdenklich, überlege, was ich denn eigentlich im Leben geleistet habe; es war nicht sehr viel. Nichts, um diesen Empfang zu rechtfertigen. Der Kriegsfilm „Shoulder Arms" war vielleicht gut. Aber all dieser Lärm nur um einen Filmschauspieler!? Jetzt fahren wir über Westminster Bridge. Autobusse mit doppeltem Verdeck halten da, an einem lese ich „Kennington".

Ich möchte aussteigen und nach Kennington fahren. Die Brücke ist so schmal. Ich hatte sie breiter in Erinnerung. Wir werden durch den Verkehr aufgehalten. Der Chauffeur erzählt dem Schutzmann, daß Charlie Chaplin im Wagen sei. Der Mann wechselt seinen Gesichtsausdruck:

„Bitte, fahren Sie weiter!"
Währenddessen sind die übrigen Schutzleute von meinem Auto abgesprungen. Nun bin ich Privatmann, was mich fast ein bißchen traurig macht. Eine Berühmtheit zu sein hat seine Reize. Ein Auto mit einem kurbelnden Operateur naht. Ich sage dem Chauffeur, er solle das Verdeck herunterschlagen. Warum wir das nicht vorher getan haben? Die Leute sollten mich sehen. Es wäre mir häßlich erschienen, mich auf diese Weise zu verstecken.
Wir kommen nach Haymarket, Leute sehen aus den Fenstern und winken. Ich winke zurück. Wir nähern uns dem Ritz, ich bin am Ziele. Die Menge wird hier wieder dichter. Ich bin ratlos. Ich weiß nicht, was tun, was sagen. Ich winke, nicke, lächle, lasse mir die Hände schütteln, schüttle selbst Hände. Soll ich etwas sagen? Kann ich etwas sagen? Ich fühle echte Wärme in allem. Ich habe Angst, daß mich die Rührung übermannt.
Ich stehe auf. Erwartungsvolle Stille um mich. Meine eigene Stimme überrascht mich. Sie ist klar und deutlich, als sie etwas über den großen Augenblick usw. sagt. So dumm und geistlos es ist, erfreut es die Leute doch.
Wieder rufen sie „Hurra" und „Hoch Charlie".
Nun heißt es aus dem Gedränge kommen. Polizisten schieben die Menge beiseite, um Platz zu machen, aber sie sind in der Minderheit. Filmapparate und Kameras auf Schritt und Tritt. Die Menge schließt mich wieder ein. Als ich aus dem Wagen

steige, umringen sie mich, ich lächle noch immer. Ich versuche, meine Erfahrungen bei der Premiere von den „Drei Musketieren“ zu verwerten. Aber es gelingt nicht. Der Menschenstrom nähert sich dem Hoteleingang. Er ist geschlossen gewesen, um zu verhindern, daß etwas an dem Gebäude beschädigt wird. Ich erblicke einen unerschrockenen Filmmenschen, der sich, rasend kurbelnd, in die Tür hineinschiebt und dabei von dem Wirbel der Menge hochgehoben wird. Aber er dreht unentwegt weiter, während er allmählich zum Himmel gehoben wird und sein Apparat nur noch die Wolken wahrnehmen kann. Dann sinkt er nieder, der ehrenhafteste Fall, den ein Film-Operateur tun kann: kurbelnd zu Boden zu sinken. Ich bin neugierig, ob ihm tatsächlich ein paar Bilder geglückt sind.

Mein Körper wird geschoben, gehoben und getragen und so ins Hotel befördert. Ich kann versichern, daß ich keine Hand dabei rührte. Sofort werde ich einigen vornehmen Engländern vorgestellt. Die Luft ist elektrisch geladen. Endlich fühle ich mich frei. Man bringt mich in mein Zimmer, Blumen sind da von zwei oder drei englischen Freunden, die ich ganz vergessen hatte.

Die Menschen warten draußen. Der Hotelmanager stellt sich vor und versichert, daß alles getan werden wird, um mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Die Leute draußen schreien immer noch „Hurra“. Was kann man tun? Ich gehe ans Fenster. Hebe

meine Hände hoch, schüttele sie mir selbst und werfe ihnen Kußhände zu. Im Zimmer steht ein Strauß Rosen. Ich fange an, der Menge Blumen zuzuwerfen. Alles reißt sich wie toll um diese Andenken. Einen Augenblick später steht der Leiter der Polizisten in meinem Zimmer.

„Bitte, Mr. Chaplin, es ist ja sehr nett, aber werfen Sie doch nichts mehr hinaus. Sie werden ein Unglück herbeiführen, die Leute werden sich zerquetschen und töten. Machen Sie, was Sie wollen, aber werfen Sie bloß nichts hinaus. Nichts für ungut." Aufgeregt wiederholt er immer und immer wieder seine Bitte.

Natürlich nehme ich's nicht übel. Die Blumen sind übrigens sowieso zu Ende.

Meine Freunde kommen an, zerquetscht und zerschunden. Aber ich möchte allein sein. Ich möchte ausgehen und den Menschenmengen entfliehen. Ich möchte durch London gehen, durch Kennington, ich ganz allein. Ich möchte die vertrauten Plätze wiedersehen. Statt dessen werden Körbe ins Zimmer geschleppt, frische Blumen, Geschenke, Berge von Karten, manche mit Titeln, manche mit berühmten Namen. Ich bin ganz benebelt und weiß nicht, was ich zuerst tun soll.

Aber ich muß durch Kennington gehen und zwar noch heute. Ich bin nervös und überanstrengt. Immer noch sind die Menschen auf der Straße. Wieder muß ich ans Fenster und nicken und winken. Ich tue es gewohnheitsmäßig, mechanisch, es macht

keinen Eindruck mehr. Der Lunch ist bestellt, Zeitungsleute und andere warten vor der Tür. Ich bitte Carl, er solle sie veranlassen, ihre Anliegen zu verschieben. Er sagt ihnen darauf, daß ich zu müde sei, Ruhe brauche, daß man sie morgen rufen werde und ihnen ein Interview geben. Alle machen Pläne für mich. Das irritiert mich. Mein Vetter, Tom Geraghty, Knoblock fragen, ob ich nicht zwei oder drei Tage auf dem Lande verbringen wolle, um mich auszuruhen? Nein, ich will mich nicht ausruhen. Willst du irgend jemanden sehen? Nein, ich will niemanden sehen. Ich will ganz allein gelassen werden. Ich will meinen Willen haben.

Beim Lunch flüstere ich Carl zu: „Erklären Sie ihnen alles, sagen Sie, daß ich unmittelbar nach dem Lunch ausgehen will."

Ich sehe aus dem Fenster: die Menschen sind immer noch da. Ein Problem, wie ich hinauskommen kann, ohne erkannt zu werden. Soll ich vielleicht offen zugeben, daß ich ausgehen will, so daß ich weg kann? Denn fort muß ich unbedingt.

Tom Geraghty, Donald Crisp und ich beschließen einen Spaziergang zu machen. Ich sage ihnen nichts von meinen Plänen, nur, daß ich spazieren gehen will. Wir entkommen durch den Hinterausgang. Niemand hat mich erkannt. Aber ich kann der Versuchung nicht länger standhalten und deute an, daß Donald und Tom mich jetzt allein lassen müssen. Sie verstehen, die guten Jungen. Ich nehme ein Taxi.

Ich rufe dem Chauffeur zu: „Lambeth!“. Es ist ein guter alter Chauffeur, der mich — dem Himmel sei Dank — nicht erkennt.

Aber er fährt zu schnell. Ich sage ihm, er solle sich ruhig Zeit lassen. Wieder passieren wir Westminster Bridge.

Diesmal sehe ich alles besser, die Dinge sind mir schon vertrauter. Auf der anderen Seite das neue Londoner County Council-Gebäude, jahrelang hat man daran gebaut. Als ich fortfuhr, hatte man gerade angefangen. Westminster Road sieht sehr baufällig aus, aber vielleicht scheint mir das nur so, weil ich jetzt im Auto sitze. Früher passierte ich diese Gegend auf andere Art und Weise, es ist noch gar nicht so lange her.

Achtung, mein Gott, da steht ja immer noch der alte blinde Mann am Brückengeländer. Vor dem Canterbury lasse ich halten.

„Warten Sie hier oder wollen Sie lieber schon Ihr Geld?“ Er will warten. Ich gehe zurück.

Da steht der blinde Alte, den ich schon als Kind von fünf Jahren kannte, mit denselben alten Ohrenklappen, dasselbe schmutzige Wasser tropft an den Steinen hinter seinem Rücken herunter. Dieselben alten Kleider, noch ein bißchen grünlicher gefärbt vom Alter, die ungepflegten Barthaare schimmern in allen Regenbogenfarben. Er versinnbildlicht die Jahre meines Fortseins, die mir doch so lang und schwerwiegend erschienen. Und was haben sie bei ihm ändern können? Ein wenig mehr Grün auf

seinen Kleidern, ein wenig mehr Grau in seinem alten Bart, das ist alles.
Und derselbe starre Blick in seinen Augen, der mich schon als Kind krank machte. Alles wie früher, bloß noch mehr verwüstet.
Nein, etwas hat sich verändert. Die schmutzige kleine Matte für das unglücklich aussehende Hündchen mit den sehnsüchtigen Augen, das immer bei ihm war, fehlt. Gern würde ich wissen, wo das Tierchen hingekommen ist. Ist es fortgelaufen und hat seinen Herrn einsam zurückgelassen? Oder hat es einen tragischen Tod gefunden? Oder ist alles ganz natürlich verlaufen? Der Alte liest eifrig immer noch dasselbe Kapitel aus seiner alten, schmutzigen, abgegriffenen Blindenschrift-Bibel. Seine Lippen bewegen sich lautlos, während seine Finger über die Buchstaben wandern. Ich möchte wohl wissen, ob er Trost darin findet. Oder braucht er keinen Trost? Er ist die Verkörperung der Armut in ihrer allerschlimmsten Form, weil sie in jene hoffnungslose Gleichgültigkeit versunken ist. So etwas ist furchtbar.

VI. Kapitel

DIE STÄTTEN MEINER KINDHEIT

Wieder ins Auto und weiter, an der Christ Church vorbei. Da ist Baxter Hall, wo wir für einen Penny Laterna Magica sahen — die Vorläuferin des Films von heute. Alles, was ich sehe, gewinnt Bedeutung in meinen Augen. Man konnte da eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen kriegen und gleichzeitig der Kreuzigung Christi zusehen. Wir kommen an der Polizeiwache vorbei. Ein Ort des Schreckens für uns Jungens. Kennington Road ist vertrauter, ist fast schön in seinem Verfall, etwas Geheimnisvolles liegt darüber.

Herumlungernde Leute scheint es in diesen Straßen jetzt mehr als damals zu geben, als ich noch hier spielte. Da tauchen die Kennington Bäder auf, deretwegen man manche Schulstunde schwänzte. Eintritt zweiter Klasse 3 Pence (wenn man seine eigne Schwimmhose mitbrachte).

Wir fahren durch Brook Street ins Artistenviertel, die Heimat drittklassiger Varietésterne. Alles wie früher, vielleicht noch etwas verfallener. Und doch nicht ganz wie früher.

Der erwachsene Mann versucht mit den Augen des

Kindes zurückzuschauen. Vergeblich: ich sehe ein, daß ich ein anderer Mensch geworden bin. Die Vergangenheit scheint mir wie ein Kunstwerk, an dem ich nicht persönlich beteiligt bin. Erinnerungen kommen zu mir wie in einem Traum.

Wir fahren am Kennington Hotel vorbei, dann Kennington Cross, Chester Street, wo ich gewohnt habe. Wie früher, doch, wie ihre Nachbarn, noch baufälliger. Da ist der alte Bottich, in dem ich mich zu waschen pflegte, derselbe alte Bottich noch, bloß noch etwas abgenützter.

Ich lasse den Chauffeur wieder halten. „Warten Sie einen Augenblick." Ich muß aussteigen und zu Fuß gehen. Ein Automobil gehört nicht in diese Gegend. Ohne ein bestimmtes Ziel schlendere ich Chester Street entlang. Kinder spielen herum, hübsche Kinder. Ich sehe mich selbst unter ihnen, damals vor vielen Jahren. Ich möchte wohl wissen, ob auch von ihnen einer einstmals wiederkommen wird, um mit neidischen Augen anderen Kindern zuzuschauen.

Und doch unterscheiden sie sich von den Kindern, mit denen ich spielte. Süßer, zarter sind diese kleinen rußigen Krabben, die sich eng umschlungen halten. Die Mädchen sitzen meist auf den Türstufen mit ihren Puppen und dem Nähzeug: sie spielen das ewige Spiel „Mutter".

Ich fühle ein Würgen in der Kehle. Als ich vorbeikomme, sehen sie auf. Ganz ohne Scheu heften sie ihre schönen, guten Augen auf den Fremden. Sie

lächeln mir zu, ich lächele zurück. Ach, wenn man doch nur irgend etwas für sie tun könnte, für diese kleinen Strolche mit ihrem aussichtslosen Leben.
Jetzt nähert sich eine Frau, eine Bierkanne in der Hand und mit einem weißen, hängenden Rock, der hinten nachschleift, und auf den sie sich bei jedem Schritte tritt. Da, wieder. Ich möchte laut aufschreien vor innerer Glückseligkeit, daß ich wieder in meinem geliebten alten Kennington sein darf.
Die Sprache der Leute hier klingt so weich, so musikalisch, so hingebungsvoll, so beseelt. Schon die Modulation ihrer Stimmen verrät ihre Gedanken, selbst wenn man ihre Worte nicht versteht. Ich muß an die Amerikaner und mich selbst denken. Unsere Sprache ist hart, monoton, außer wenn die Erregung sie laut werden läßt.
Da ist der Barbierladen, wo ich als Junge die Kundschaft einseifte. Ob wohl der alte Barbier noch lebt? Nein, er ist fort. Ich sehe zwei oder drei Rangen im Vorraum spielen. Dummerweise gebe ich ihnen etwas. Das erregt natürlich Aufsehen, ich bin in Gefahr, entdeckt zu werden.
Wieder ins Taxi und weiter, bis ich aus dieser Gegend entkommen bin. Lambeth Walk. Ich steige wieder aus und tauche im Gewühl der kauflustigen Menge unter.
Wie nett die Cockneys sind. Oft romantische Gestalten, traurig, fesselnd. Schöne Augen. Wie geduldig, nichts Überhebliches ist in ihnen, nichts Geziertes, sie sind sie selbst, ihr schönes, fröhliches

Selbst, heiter in ihren Grenzen, vollkommen in ihrem Typ.

Ich aber bin die fremde Note in dem Bilde, das die Natur hier gemalt hat. Meine Kleidung ist zu auffällig für diese Gegend, wie aufrichtig meine Gedanken und Handlungen auch sein mögen. Angezogen wie ich, strolcht man nicht herum in Lambeth Walk.

Ich fühle die Aufmerksamkeit, die ich errege und halte mir das Taschentuch vors Gesicht. Die Leute sehen mich erst vorsichtig prüfend, dann eindringlicher an. Wer mag ich sein? Da werde ich unversehens einen Augenblick aufgehalten.

Eine Frau kommt mir entgegen, dünn, schmalbrüstig, aber mit einem Feuer in den Augen, das alle körperlichen Mängel vergessen macht. „Charlie, kennen Sie mich nicht mehr?"

Natürlich kenne ich sie. Sie ist ganz aufgeregt und atemlos. Ich kann fast ihr erregtes Herz unter ihrer schmalen Brust schlagen hören. Ihr Gesicht ist totenblaß. An der Hand führt sie ein kleines Mädchen.

Sie war Dienstmädchen in dem billigen Logierhaus, wo ich wohnte, und hatte das typische Unglück. Es war schrecklich für sie, aber sie behielt den Kopf oben: sie lebte weiter und nahm mutig den Kampf auf gegen alle Hindernisse. Sie kämpfte den vornehmsten Kampf unseres Zeitalters. Möge sie und alle ihre Leidensgenossinnen ein freundliches Geschick treffen.

Mit mühsam zurückgedämmten Gefühlen sagen wir uns die größten Nichtigkeiten.
„Na, wie geht's, Charlie?"
„Gut." Ich zeige auf das kleine Mädel. „Ist das Ihre Kleine?"
„Ja."
Das ist alles, aber wir brauchen nicht viel Worte. Wir sehen uns lächelnd in die Augen, und jeder von uns malt sich die Lebensschicksale des anderen aus. Vielleicht entgehen uns ein, zwei Einzelheiten, aber im wesentlichen stimmt es. Warme Herzlichkeit herrscht jetzt zwischen uns beiden, in diesem Augenblicke stehe ich ihr näher als jemals zuvor in den vielen Monaten, in denen ich sie täglich sah. Sie ist es wert, daß man ihr nahesteht.
Menschen sammeln sich um uns an. So ist es also geschehen: ich bin entdeckt, ohne Hoffnung zu entkommen. Ich gebe der Frau etwas Geld, sie solle dem Kind eine Kleinigkeit kaufen, dann entferne ich mich eiligst. Sie versteht mich mit einem Lächeln. Die Menschen folgen mir auf den Fersen. Entdeckt und noch dazu in Lambeth Walk!
Aber auch jetzt bleiben die Leute so entzückend. Sie halten sich hinter mir, immer im selben Abstand. Ich fühle mehr, als ich sie höre, ihre schlurrenden Schritte. Ich komme mir wie der Rattenfänger von Hameln vor. Alle sind etwa fünf Meter von mir entfernt, alle sind schüchtern, beglückt, erregt, meinen Namen zu hören, aber sie wagen nicht, ihn laut herauszuschreien.

„Da ist er, Mensch sieh mal.“ Alles wird heiser vor Erregung, ich höre, bei dem großen Abstand, nur flüstern. Was für gute Manieren diese Cockneys haben. Die Menge wächst beständig. Ich werde unruhiger. Früher oder später werden sie doch näher kommen, und ich bin allein und ohne Schutz. Närrisch, allein wegzugehen und ausgerechnet durch Lambeth Walk.
Schließlich sehe ich einen Schutzmann, es muß ein Wachtmeister sein, er sieht so unnahbar aus in seiner Uniform.
„Entschuldigen Sie,“ sage ich zu ihm, „ich bin entdeckt worden. Ich bin Charlie Chaplin, würden Sie mir bitte ein Taxi besorgen?“
„Gern, Charlie, aber die Leute da wollen Ihnen nichts tun, das sind die bravsten Menschen von der Welt. Ich lebe schon 15 Jahre unter ihnen.“
Er spricht so überzeugend, daß ich mir vorkomme wie ein dummer Junge, der mit Recht gescholten wird.
Ganz eingeschüchtert antworte ich: „Ich weiß, sie sind furchtbar nett.“
„Na, und ob.“
Die Menge hatte gezögert, mich zu überfallen, als ich allein war, aber jetzt, da sie sahen, daß ich Hilfe hatte, ging’s los.
„Hallo, Charlie! wie geht’s dir? Du bist ein großartiger Kerl.“ Alle wissen irgendein liebes Wort für mich, alte Frauen, Männer und Kinder. Ich werde fast übermannt von der Aufrichtigkeit ihrer Zurufe und Begrüßungsworte.

Ich gehe weiter, die Leute folgen mir, als ob ich ihr Anführer wäre, aber keiner wagt sich näher an mich heran. Die kleinen Straßenrangen rennen um mich rund herum, um einen Blick von allen Seiten zu erhaschen.

Ich sehe mich im Geiste selbst unter ihnen. Ich, zu meiner Zeit, wäre ebenso Berühmtheiten nachgelaufen. Mich hätte die Neugier auch getrieben, ich hätte mich gepufft, geknufft und mir meinen Platz in der vordersten Reihe erkämpft. Sie sind in Lumpen, wie wir waren, bloß noch zerlumpter. Sie sehen mir ins Gesicht und zeigen beim Lachen ihre verwahrlosten Zähne. Großer Gott, die Zähne der englischen Proletarierkinder sind fürchterlich. Etwas könnte und müßte dagegen getan werden. Aber dafür haben sie seelenvolle Augen mit einem so wunderbaren Ausdruck darin. Ich beobachte ein junges Mädchen, wie sie ihrem Schatz zulächelt. Welche herrlichen Blicke. Ich möchte wissen, ob er es wert ist, ob er die Kostbarkeit hüten wird, die ihm gehört. Dies Volk ist so gut und liebenswert!

Der Polizist fahndet eifrig nach einem Wagen. Ich stehe nachdenklich da: niemand stört mich und fragt mich Dummheiten. Sie sind zufrieden mit dem bloßen Ansehen. Ich fühle mich klein, wie ein Betrüger. Ihre Verehrung kommt mir nicht zu. Gott, wenn ich nur irgend etwas für sie alle tun könnte.

Aber es sind zuviel, zu viele. Gute Regungen

müssen so oft zugrunde gehen vor diesem unerbittlichen „zu viele".

Im Taxi.

„Auf Wiedersehen, Charlie, leb' wohl."

Der Wagen fährt Kennington Road hinauf bis zum Kennington Park. Traurig wie alle Parks in ihrer Einsamkeit. Man geht ja nur in Parks, wenn man einsam ist. Und Einsamkeit ist traurig. Das Symbol der Traurigkeit ist für mich ein Park.

Aber augenblicklich zieht er mich an. Ich bin aus freiem Willen allein. Ich möchte Zwiesprache halten mit mir und den vergangenen Jahren. Den Jahren, die verstrichen sind im Schatten dieses Kennington Parkes. Ich möchte wieder auf seinen Bänken sitzen trotz ihrer frostigen, grauen Gesichter.

Aber ich sitze im Taxi. Und Taxis fahren schnell. Schon ist der Park außer Sicht. Sein verführerischer Zauber ist verflogen.

Kennington Gate. Auch hier Erinnerungen. Traurig und süß überstürzen sie sich.

Hier war's, wo ich die erste Verabredung mit Hetty, der Schwester von Sonny, hatte. Wie war ich eingezwängt in meinen kleinen Rock. Ein richtiger Geck wartete da mit Hut und Stock auf jeden Straßenbahnwagen bis vier Uhr, wartete auf Hetty, die aussteigen sollte mit einem Lächeln auf den Lippen, wenn sie mich warten sah.

Ich steige aus und bleibe für ein paar Augenblicke stehen. Am Kennington Gate. Mein Chauffeur muß glauben, ich sei toll. Aber was kümmern mich



Aus „Goldrausch" United Artists



Aus „Goldrausch“ United Artists

jetzt Taxi-Chauffeure? Ich sehe einen Burschen von neunzehn Jahren mit klopfendem Herzen den Augenblick des Tages erwarten, da das „Glück“ die Straße entlang kommt. Die Straße ist jetzt so verheißungsvoll. Und als ich einen Straßenbahnwagen von weitem höre, drehe ich mich lebhaft um, fast in der Erwartung, die lächelnde, geputzte Hetty aussteigen zu sehen.

Der Wagen hält. Ein paar Männer steigen aus. Eine alte Frau, einige Kinder. Aber keine Hetty.

Es gibt keine Hetty mehr. Und auch keinen Jungen mit knappem Röckchen und Spazierstock.

Zurück ins Auto. Wir fahren Brixton Road hinauf, kommen an Glenshore Mansions vorbei, der feineren Nachbargegend. Glenshore Mansions bedeuteten für mich einen Schritt aufwärts, wo ich die türkischen Teppiche hatte und die roten Lampen. Es war am Anfang meiner Karriere. Wir halten an bei „The Horns“, um einen Drink zu nehmen. Noch dieselben Horns, mit der Bar. Aber sie hat sich verändert, ihre Einrichtung ist neu. Ich kenne den Barkeeper nicht. Jetzt fühle ich mich sehr fremd, ich weiß nicht, was ich bestellen soll. Ich bin diesen Dingen entwachsen. Da ist auch die Barmaid. Wie fremd, diese Dame mit dem frisierten Haar und der schicken Hemdbluse.

„Sie wünschen, Sir?“

Ich habe die Haltung verloren, schwanke, möchte gern den Fremden markieren, fange an, Theater zu machen.

„Was kann man haben.“
Sie sieht mich überrascht an.
„Also geben Sie mir bitte Ingwerbier.“ Ich spiele mich auf. Tue so, als ob ich Schilling und Pence nicht kenne. Es wird mir umständlich erklärt und jedes Geldstück vorgezählt. Ich sehe mir jedes einzeln an und lasse dann alles auf dem Tische liegen. Zwei Frauen sitzen an einem Nachbartisch. Die eine flüstert der anderen etwas ins Ohr. Ich bin erkannt.
„Er ist's, ich sage dir, er ist's.“
„Quatsch, was soll er denn hier wollen?“
Ich tue, als ob ich nichts sehe und höre, aber plötzlich überkommt mich eine Riesenangst, ich reiße die Tür auf und stürze ins Taxi.
Wieder fahre ich Kennington Road hinunter. Passiere Kennington Cross.
Hier war es, wo ich das erstemal die Musik für mich entdeckte, oder wo ich das erstemal ihre Schönheiten kennen lernte, die ich seitdem so oft genossen habe. Es war genau an dieser Stelle, ungefähr um Mitternacht, ich kann mich an alles so deutlich erinnern.
Ich war noch ein Junge, die Schönheit der Musik war für mich ein unbekanntes Geheimnis. Ich wußte nur so viel, daß ich sie liebte und ehrfurchtsvoll lauschte, wenn ihre Töne mich gefangennahmen.
Plötzlich hörte ich die zauberischen Weisen einer Harmonika und einer Klarinette durch die Nacht

dringen. Später erfuhr ich, daß sie „The Honeysuckle and the Bee“ spielten. So viel echtes Empfinden sprach aus diesen Tönen zu mir, daß es mir zum ersten Male klar wurde, was Melodien wirklich bedeuten. Damals erwachte mein Sinn für Musik.

Ich weiß noch, wie glücklich es mich machte, die zarten Töne durch die Luft schwingen zu hören. Am nächsten Tage lernte ich den Text kennen. Wie gern würde ich sie jetzt wieder hören, dieselben Klänge auf dieselbe Weise.

In Gedanken daran, singe ich mir selbst leise die Worte des Liedes vor:

> You are the honey, honeysuckle. I am the bee;
> I'd like to sip the honey, dear, from those red lips, you see.
> I love you, dearie, dearie, and I want you to love me.
> You are my honey, honeysuckle. I am your bee.

Oh Kennington Cross, wo die Musik mir zum ersten Male in die Seele drang. Sie war trivial vielleicht, aber es war doch zum erstenmal. Links stehen ein paar Rumtreiber, als ich meinen Weg über Manchester Bridge nach Prince Road fortsetze; sie sehen mich unverwandt an. Hoffentlich wissen sie, daß ich nur wiedergekommen bin, hoffentlich bin ich nicht etwa ein Fremder in ihren Augen.

Ich fahre zurück über Westminster Bridge. Jetzt kommt ein ganz anderer Fleck Erde. Bald bin ich im Ritz, um mich zum Essen umzuziehen.

VII. Kapitel

TOT UND DOCH NOCH LEBENDIG

Abends aß ich im Ritz mit Edward Knoblock, Miss Forrest und verschiedenen anderen Freunden. Geistesverwandte Menschen und ausgezeichnetes Essen. Ich tat alles, um mich von dem Eindruck zu erholen, der von dem Nachmittag in Kennington her in mir haften geblieben war.

Nach dem Essen sagten wir Miss Forrest gute Nacht und gingen herum zu Edward Knoblocks Wohnung im Albany, dem interessantesten Gebäude, das ich je in London gesehen habe.

Würdig und groß steht es da, eingehüllt in eine Atmosphäre von Tradition, und welcher Tradition! Hat es doch Männer beherbergt wie Shelley und Edmund Burke und andere, deren Namen mit der Entwicklung der englischen Zivilisation eng verknüpft sind.

Natürlich ist das Haus sehr alt. Von Edwards Wohnung aus hat man einen wunderbaren Ausblick auf London. Sie ist künstlerisch und schön ausgestattet, mit ihrer hohen Täflung, ihren Tapeten, ihren alten viktorianischen Fenstern, die ihr eine heute beinahe furchteinflößende Note geben.

Die Unterhaltung, die sich erst um verschiedene Themen bewegt, wendet sich mir zu. Warum und weshalb ich gekommen sei, meine Eindrücke, meine Pläne usw. Ich erzähle, soviel ich kann, darüber.
Wir diskutieren und stellen Vergleiche an. Ich finde, daß über England eine gewisse Melancholie liegt, die tragisch und schön zu gleicher Zeit wirkt. Wir sprechen über meinen Empfang in London, wie wundervoll er gewesen sei. Knoblock glaubt, daß ich gegenwärtig auf dem Höhepunkte meiner Laufbahn stehe. Er hat wohl recht.
Durch dieses Gespräch kommt Tom Geraghty auf einen schrecklichen Gedanken. Er rät mir, sofort zu sterben, er bleibt fest dabei, daß es der einzig mögliche Ausweg sei, denn weiterzuleben nach solch einem Empfang und solchen Ovationen würde nur einen Abstieg bedeuten. Vom künstlerischen Standpunkt aus müsse meine Laufbahn jetzt mit einem wirkungsvollen Tode enden. Alle sind entsetzt von seinen Worten. Aber ich gebe Tom darin recht, daß mein Tod jetzt ein ganz starker Schlußpunkt sein würde. Wir werden alle sentimental und verbieten uns schließlich, an solche Dinge zu denken.
Draußen ist ein furchtbares Gewitter am Himmel emporgezogen. Da hat Knoblock einen Einfall. Er versammelt uns alle, Tom ausgenommen, in einer Ecke und schlägt vor, ich solle beim nächsten Blitz zum Spaß so tun, als sei ich getroffen und so-

fort tot. Man wolle sehen, wie mein Tod auf Tom wirken werde.

Schnell arbeiten wir unsern Plan aus. Jeder bekommt seine Rolle in dem improvisierten Stück. Wir geben Tom noch etwas zu trinken und reden weiter vom Tode und ähnlichen Dingen. Wie doch der Wind dies alte Gebäude schüttle, wie die Fenster rasselten, und welch einen gespenstischen Eindruck der Blitz auf den alten Tapeten und einsamen Leuchtern hervorriefe. Verstohlen hat einer alle Lampen bis auf eine ausgedreht. Aber der gute Tom schöpft keinen Verdacht.

Die ganze Stimmung ist vollkommen geeignet für unsern Jux, und manch einem von uns läuft ein leichtes Gruseln über den Rücken, wie wir dasitzen und auf den nächsten Blitz warten. Ich selbst bereite mich auf meine Rolle vor.

Der Blitz flammt auf, ich stoße einen furchtbaren Schrei aus, stehe auf, werde starr und falle dann platt auf mein Gesicht. Ich glaube, ich habe es sehr gut gemacht, denn auch die anderen scheinen einen gelinden Schreck bekommen zu haben.

Tom läßt sein Whiskyglas fallen und schreit auf: „Mein Gott, was ist passiert?“ Seine Stimme ist nüchtern geworden. Aber niemand schenkt ihm Beachtung.

Alle stürzen sich auf mich, ich werde zuerst ins Schlafzimmer getragen, die Tür wird dem armen Tom vor der Nase zugemacht, der vergeblich zu folgen versucht. Er läuft nun vor der Tür auf und

ab und wartet auf jemanden, der herauskommen und ihm erzählen soll, was passiert sei. Verschiedene Male klopft er an die Tür, aber niemand will ihn hineinlassen.

Schließlich kommt Carl Robinson heraus. Er sieht sehr ernst aus, Tom stürzt sich auf ihn.

„Um Gottes willen, Carl, was ist los?“

Carl schiebt ihn beiseite und geht ans Telephon.

„Ist er tot?“ Toms Stimme ist heiser vor Angst.

Carl antwortet nur: „Quälen Sie mich jetzt nicht, Tom, es ist zu ernst.“ Dann ruft er den Leichenbeschauer an. Das macht einen so furchtbaren Eindruck auf Geraghty, daß Knoblock aus dem Schlafzimmer herauskommt, um ihn etwas zu beruhigen.

„Ich bin sicher, daß es nichts weiter ist“, sagt Knoblock zu Tom, aber er macht dabei ein Gesicht, als ob er versuche, ihm irgend etwas zu verheimlichen. Alles ist großartig in Szene gesetzt, der arme Tom steht da, sieht entsetzt aus und versucht alle paar Minuten, in das Schlafzimmer vorzudringen. Man zwingt ihn aber, draußen zu bleiben, da er nicht in der Verfassung sei, sich in eine so ernste Sache hineinzumischen.

Der Polizeichef wird um sein Kommen gebeten, Ärzte angefleht, im Auto herbeizueilen, und mit jedem Gespräch wird Toms Zustand schlimmer. Wir halten den Spaß aufrecht, bis er seinen Höhepunkt erreicht hat. Dann wandle ich aus dem Schlafzimmer, als Engel, angetan mit einem fließen-

den Laken statt des Hemdes, einen Kopfkissenbezug an jedem Arm statt der Flügel.
Aber der furchtbare Eindruck für Tom war zu stark gewesen, selbst diese Verkleidung am Schluß konnte ihn nicht zum Lachen bringen.
Wir lachten und sprachen noch eine Zeitlang über den Ulk, und Tom wurde befragt, was er getan hätte, wenn es wahr gewesen und ich vom Blitz erschlagen worden wäre.
Toms Antwort bewirkte, daß ich mich sehr dumm und abgeschmackt fand und tief bedauerte, ihm den Streich gespielt zu haben. Er sagte nämlich, daß er sich aus dem Fenster gestürzt haben würde, denn er hätte nicht weiter leben wollen, wenn ich wirklich tot gewesen wäre.
Schließlich hatten wir genug von diesen traurigen Dingen, beendeten die Gesellschaft fröhlich und gingen erst ungefähr um fünf Uhr früh nach Hause. Was zur Folge hatte, daß ich am nächsten Tage sehr lange schlief.
Um drei Uhr nachmittags wurde ich mit der Neuigkeit geweckt, daß draußen eine Abordnung von Reportern auf mich wartete. Sie wurden alle hereingeführt und fingen an, mich mit einer Flut von Fragen zu überschütten. Ich antwortete auf alles wie geschmiert, denn mit der Zeit hatte ich schon Fortschritte im Umgange mit Reportern gemacht; überdies fragen sie ja immer dasselbe.
Dann lunchten wir alle zusammen und tranken Tee, wenn es für mich auch erstes Frühstück war. Man

muß sagen, die Leute waren aufrichtig, klug und offen und machten nicht in „Heldenverehrung". Um fünf Uhr etwa kam Edward Knoblock mit dem Vorschlage, daß wir zusammen ausfahren und Bernard Shaw besuchen wollten. Ich nahm mit Hochgenuß an. Knoblock kennt Shaw sehr gut und war sicher, daß Shaw und ich einander sehr gut gefallen würden. Doch ich wollte erst einmal ein bißchen durch London fahren, Knoblock zeigte mir einige sehr interessante Stätten, die der Fremde schwerlich zu sehen bekommt, wenn er zu den Sehenswürdigkeiten läuft, die er in seinem Reiseführer findet.

Er führt mich hinter das Strand-Theater, wo es wundervolle Gärten und Höfe gibt, die an die Zeiten der Ritter gemahnen. In diesen Häusern wohnte der Adel unter der Regierung von König Charles und noch früher. Wir sehen geheime Pfade und Gänge, die nach dem königlichen Palast hinaufführten. Über dem allen liegt eine Atmosphäre, die man nur zu oft nachzuäffen versucht hat, aber es ist nicht schwer, die Wirklichkeit von der Kopie zu unterscheiden. Geschichte ist in jeden Stein eingegraben, nicht die Geschichte der Schlachtfelder — die ist für die Historiker da —, sondern jene Geschichte, die sich in den Häusern, den Salons abgespielt hat: dies sind die wahren Überreste von Königreichen.

Jetzt sind wir in Adelphi Terrace, wo Bernard Shaw und Sir James Barrie wohnen. Welch liebliche

Landschaft! Und die Bögen der Terrasse, die zum Flusse führen! Um diese Stunde — es ist halb sieben — fängt der Abend an zu sinken, und London sieht am schönsten in diesem halben Lichte aus.

Ich kann gut verstehen, warum Whistler so krank danach war. Diese Beleuchtung ist vollkommen, schön und milde. Es mag Leute geben, die sich beklagen, daß London zu dunkel sei. Sie möchten viele moderne elektrische Lampen anbringen, um diesem Schaden abzuhelfen, aber für mich soll London bleiben, wie es ist. Die Unschuld soll man nicht schminken.

Wir fahren zu Shaws Haus, von wo aus man den Themsekai überblicken kann. Ich fühle einen großen Augenblick herannahen. Wir sind da. Ich sehe an der Tür ein kleines Blech-Messingschild mit der Inschrift „Bernard Shaw". Könnte man sonst noch den Namen ‚Bernard Shaw' und ‚Blech' in irgendeinen Zusammenhang bringen? — muß ich denken. Aber wir stehen ja hier, und Knoblock will gerade den Türklopfer heben. In dem Augenblick kommt mir der Gedanke, wie oft ich von Dutzenden von Filmschauspielern gelesen habe, die herübergekommen sind, und wie sie alle Shaw besucht haben. Guter Gott! Der Mann muß ja ihrer so überdrüssig sein. Und warum soll man ihn mit Gewalt herauslocken? Ich will niemanden nachäffen, ich will individuell und einzigartig sein.

All das hat sich blitzartig in mir abgespielt, ich schlage Lärm, und wir stehen fast vor Shaw, als

ich zu Knoblock sage: „Nein, ich will ihn nicht kennenlernen.“

Edward ist verärgert, überrascht und denkt, ich sei plötzlich verrückt geworden. „Warum?“, fragt er. „Ein ander Mal“, bitte ich verwirrt und schüchtern, „wir wollen ihn lieber heute nicht sprechen.“ Ich weiß nicht, warum ich mich plötzlich so hilflos und albern fühle.

Ob ich Barrie sehen wolle? Er wohne gerade gegenüber.

„Nein, ich möchte heute niemanden kennenlernen.“ Ich bin zu müde, es würde mich zu sehr anstrengen.

Ich gehe also nach Hause, nochmals alle Schönheiten des Abends betrachtend, die Dämmerung, die Lieblichkeit von Adelphi Terrace. Das kostet keine innere Anstrengung. Ich kann vor mich hingehen, Gedanken nach meinem Belieben kommen und gehen lassen, muß mich nicht bemühen, höflich zu sein und auf der Höhe der schwierigen Diskussion zu bleiben, die sich sicher entspinnt, wenn man mit großen Geistern zusammentrifft. So vertat ich den ganzen Abend. Ein andermal — das weiß ich sicher — werde ich Shaw und Barrie kennenlernen wollen.

Ich ging weiter und versetzte mich in Gedanken hundert, zweihundert, ja, tausend Jahre zurück. Ich glaubte, die Gäste von König Charles zu sehen und ganz Old England, das jetzt unter den Grabsteinen mit den altenglischen Inschriften ruht, die bis ins elfte Jahrhundert zurückgehen. Das

Leben in seiner ewigen Bewegung aber geht weiter.

Wir müssen ins Hotel zurück, um uns fürs Diner umzuziehen. Knoblock, Sonny, Geraghty und noch ein paar andere essen mit mir im Embassy Club, aber Knoblock, der sehr müde ist, verläßt uns gleich nach dem Essen. Gegen zehn Uhr beschließen Sonny, Geraghty, Donald Crisp, Carl Robinson und ich, noch einen Spaziergang zu unternehmen. Wir wollen nach Lambeth, das ich ihnen gern zeigen möchte. Ich tue gerade, als ob es mir gehört. Es ist gleichsam mein Wahl-Besitz.

Ich erinnere mich an einen alten Photographenladen in der Westminster Bridge Road, kurz vor der Brücke. Ich möchte ihn wiedersehen. Wir steigen also aus. Ich erinnere mich noch genau, daß in meiner Jugend ein Bild von Dan Leno, meinem damaligen Idol, im Schaufenster ausgestellt war.

Derselbe Laden, auch derselbe Besitzer, denn sein Name „Sharp" steht noch auf dem Schild. Ich erzähle meinen Freunden, daß ich mich vor fünfzehn Jahren hier habe aufnehmen lassen. Wir gehen hinein, um zu fragen, ob man noch eins von den Bildern bekommen könne.

„Mein Name ist Chaplin", sage ich zu der Bedienung hinter dem Ladentisch. „Sie haben mich vor fünfzehn Jahren photographiert. Ich würde gern einige Abzüge davon haben."

„Leider haben wir das Negativ schon lange vernichtet", antwortet mir der Mann.

„Haben Sie denn auch das Negativ von Mr. Leno vernichtet?", frage ich.
„Nein," ist seine Antwort, „Mr. Leno ist aber auch ein berühmter Schauspieler."
So ist das Leben! Gerade wollte ich mir mit dem Gedanken schmeicheln, ich sei eine schauspielerische Berühmtheit, da hat man mein Negativ weggeworfen. Doch man legt mir Balsam auf die Wunde. Als ich dem Photographen sage, daß ich Charlie Chaplin sei, möchte er am liebsten die Bude auf den Kopf stellen, um ein paar Bilder von mir zu machen; aber wir haben keine Zeit. Übrigens liegt mir auch daran, so schnell als möglich aus dem Laden herauszukommen, denn ich höre unterdrücktes Gelächter von meinen Freunden, vor denen ich mich etwas hatte aufspielen wollen.

VIII. Kapitel

EINE DENKWÜRDIGE NACHT

So wanderten wir durch das südliche London, vorbei an Kennington Cross und Kennington Gate, Newington Butts, Lambeth Walk und Clapham Road und durch diese ganze Gegend. Fast jeder Schritt rief in mir freundliche Erinnerungen wach. Hier war ich ganz in meine Jugend zurückversetzt, und doch war ich ihr irgendwie fremd geworden. Fast war es mir, als sei sie unter Glas, ich konnte alles klar erkennen, aber wenn ich es berühren wollte, war es nicht faßbar, man konnte nur das Glas fühlen, das sich mit den Jahren gebildet hatte. Wenn ich doch bloß durch das Glas hindurchgreifen und das wirkliche lebendige Leben fassen könnte, um dessentwillen ich nach London gekommen war. Aber es gelang mir nicht. Ein Mann kann nicht zurück, wenn er auch glaubt, es zu können. Er hat neue Ideen, neue Freunde, neue Bindungen. Er kennt keine Vergangenheit, es sei denn, daß die Vergangenheit ihn für immer gezeichnet hat.

Meine Freunde und ich schlendern weiter. Oft

werde ich so gefangen genommen, daß ich meine Gesellschaft ganz vergesse.
Dieser alte Vagabund dort neben der Karre ist wieder so eine Type. Verstohlen betrachte ich ihn. Er ist noch derselbe, er sieht nur noch typischer aus. Ich erinnere mich gut an diesen alten Tomatenverkäufer. Ich war ungefähr zwölf, als ich ihn zum erstenmal sah, er steht immer noch hier an derselben Stelle, treibt denselben Handel, ist noch armseliger, während ich . . .
Ich könnte ihn malen, so wie ich ihn zuerst sah, neben seinem mit Tomaten beladenen Karren, in seiner schmutzigen Kleidung, die vor Alter glänzte, mit dem einen Glasauge, das nichts Besonderes anzublicken schien, aber einen glauben machte, daß es alles sah; mit der dicken Nase und dem Netz von Adern darin, einem Zeugnis liederlichen Lebens.
Ich sehe mich noch bei ihm stehen und darauf warten, daß er seine Waren ausruft. Nie änderte er seine Methode. Ganz plötzlich zuckte er zusammen, stützte sich auf die eine Hüfte und versuchte dabei, die andere zu straffen, sog in seine eine gesunde Lunge alle Luft ein, die er darin halten konnte, und stieß dann ein rasselndes, gurgelndes, asthmatisches, würgendes Schnaufen aus, eine Reihe von unnachahmlichen Tönen.
Irgend etwas in dieser Lautexplosion konnte man vielleicht als „Reife Tomaten!“ deuten, jeder andere Sinn seiner Ausrufe ging verloren.
Und er war immer noch da. Durch Sommersonne

und Winterschnee hatte er ausgehalten und hielt weiter aus. Nur noch etwas abgelebter, noch etwas älter, kränker, noch schmutziger, sein Rücken runder, sein natürliches Auge etwas verschleiert und nicht mehr so scharf wie es einst war. Ich wartete. Aber er rief seine Ware nicht mehr aus. Die kräftige Lunge war auch dahin. Er stand nur da, träge und alt. Und auch die Tomaten sahen nicht mehr so gut aus.

Wir stiegen in einen Wagen und fuhren zurück nach Brixton zu „The Elephant and Castle“, wo wir an einem Café hielten. Dieselbe alte, kleine Londoner Caféstube noch, mit ihrem schlechten Kaffee und Tee.

Einige rosenwangige Jünglinge stehen herum und ein paar alte Roués. Auch einige gemalte Damen, manche mit jungen Männern, die übrigen auf der Jagd nach ihnen. Manche der jungen Burschen ohne Arm, manche mit verschiedenen Ordensbändern: der wieder lebendig gewordene Krieg und seine Folgen. Viele Bummler lungern herum, die ganze Szene bedrückt mich. Dunkelstes London.

Jemand schlägt vor, George Fitzmaurice zu besuchen, der in Park Lane wohnt, dort noch etwas zu trinken und dann schlafen zu gehen. Also schnell in einen Wagen. Welch Unterschied! Park Lane ist eine ganz andere Welt nach dem „Elephant and Castle“. Hier stehen die Häuser der Millionäre. Fitzmaurice ist ein sehr erfolgreicher Filmdirektor. Wir finden ein paar Freunde bei ihm vor, bei

Whisky-Soda diskutieren wir unsere Erlebnisse. Kennington bringt uns auf Limehouse und Thomas Burke.

Man erzählt nun von Limehouse. Die Leute dort seien gar nicht so kräftig, wie allgemein behauptet wird. Ich gerate außer mir über diese Unterhaltung.

Einer der Anwesenden, ein Schauspieler, spricht sehr spöttisch über diesen romantischen Bezirk und seine Bewohner:

„Was redet ihr über das nächtliche Limehouse! Kräftig sollen die Kerle sein? Schwächlinge sind's!" meint der muskulöse Schauspieler.

Und dann erzählt er von einem Besuch in Limehouse, den er nur machte, um zu einer Prügelei zu kommen. Er wollte mal nachsehen, was denn eigentlich daran sei, daß alle Welt sagte, die Leute von Limehouse seien so löwenstark.

„Ich ging also richtig herunter in ihre Kellerkneipen, suchte nach einem möglichst starken Kerl, ging schließlich auf einen großen Mandarin zu und sagte zu ihm: ‚Ihr Burschen seid doch bekannt für eure Kraft. Zeigt also mal, wie stark ihr seid!' Aber es war nichts mit ihnen anzufangen", schloß er.

Das war zuviel für mich. Es widerte mich an.

Ich antwortete ihm, daß es sehr leicht sei für einen gut ernährten, überbezahlten Schauspieler, mit seinen Kraftmuskeln vor diesen armen Leuten zu protzen. Wie kräftig würde er wohl sein, wenn er das Leben dieser armen Menschen führen müßte. Sehr einfach, mit fünf Mahlzeiten am Tag, seinem

gewölbten Brustkasten und seinen wohlgeübten Muskeln mit diesen Leuten sich anlegen zu wollen. Natürlich seien sie nicht kräftig, aber wenn es hieße, für vier Jahre in den Krieg zu ziehen, wenn es hieße, einen Arm oder ein Bein zu verlieren, dann reiche ihre Kraft plötzlich aus. Dafür gingen sie nicht herum und suchten grundlos Rempeleien.

Durch meine Worte wurde allerdings die Gesellschaft auseinandergesprengt, aber ich fühlte mich so angeekelt, daß ich keine Rücksicht darauf nehmen konnte.

Wir gehen dann von Park Lane zum Ritz zurück. Auf unserem Wege werden wir von ein paar jungen Mädels angehalten. Sie sehen ganz eindeutig aus, und es ist kein Zweifel möglich über den Sinn ihrer Worte: „Hallo, Jungens, ihr werdet doch nicht etwa so früh nach Hause wollen?" Sie grüßen uns. Wir warten einen Augenblick. Sie bleiben stehen und winken uns mit der Hand, wir winken zurück.

„Wie kommt es, daß Sie so spät noch unterwegs sind?"

Sie sind ganz verwirrt über unsere Frage. Vielleicht ist es schon lange her, daß man ihnen die Ehre dieses Zweifels angetan hat. Sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Unsere Art ist ihnen ganz neu. Ihre gewöhnlichen Methoden der Annäherung scheinen nicht am Platze, so kichern sie also in sich hinein.

Diese Mädchen hat das Leben in seiner ganzen elementaren Roheit angepackt. Ich bin ihnen gegen-

über sehr weich gestimmt, besonders nach meinem Zusammenstoß mit dem gutgenährten Schauspieler, der sich einen Spaß aus dem Elend seiner Mitmenschen machen wollte. Aber es ist schwer, den Mädchen näherzukommen. Ein fast verlegenes Schweigen herrscht zwischen uns.

Dann fragt eins der Mädchen nach einer Zigarette. Robinson gibt ihnen ein ganzes Paket, das sie unter sich aufteilen. Das Eis ist gebrochen. Unsere Bekanntschaft fängt an, sich gemäß den parlamentarischen Regeln, die sie kennen, zu entwickeln.

Ob wir nicht wüßten, wo man noch einen Drink bekommen könne?

„Nein."

Der erste Fehlschlag. Ob wir etwas dagegen hätten, wenn sie ein Stückchen mit uns gingen?

Wir haben nichts dagegen, also gehen wir alle zusammen weiter in der Richtung des Ritz. Sie kichern. Bald bin ich erkannt. Große Verlegenheit. Sie sehen an sich herunter, auf ihre schäbigen kleinen Füße in den schlechtsitzenden, verschlampten Schuhen. Ihre billigen Wollkleidchen beweisen, daß sie es in ihrem Beruf noch nicht weit gebracht haben. Allerdings liegt in ihrer Jugend noch die Möglichkeit eines späteren Aufstiegs, wenn sie erst einmal hart geworden sind und ihren Verstand in den täglichen Kämpfen mit den Männern geschärft haben. Dann werden vielleicht die Männer zu ihnen kommen.

Nachdem sie erfahren haben, wer ich bin, benehmen sie sich sehr gut. Wir sind keine Geschäftsobjekte

mehr für sie, sondern ein richtiges Abenteuer. Ihre Vertraulichkeit haben sie aufgegeben, an ihre Stelle ist eine trotz ihrer Ungeschicktheit anziehende Zurückhaltung getreten.

Die Unterhaltung gestaltet sich ganz formell. Wir nähern uns dem Hotel, wo wir sie verlassen müssen. Wie nett und reizend sie jetzt sind, und so schüchtern, als kämen sie eben aus dem Kloster.

Stockend sprechen sie von den Filmen, die sie gesehen haben, erzählen, wie sehr sie mich in „Shoulder Arms“ lieben, während eine berichtet, wie sie beim „Kid“ geweint und noch in derselben Nacht Geld nach Hause geschickt habe für einen kleinen Bruder, der durch ihre Unterstützungen auf der Schule bleiben könne.

Der Unterschied ist so sichtbar: Jetzt nennen sie mich „Mr. Chaplin“, und zu Anfang riefen sie: „Hallo Jungens!“ Fast bedauere ich die Veränderung, wünschte, sie wären etwas zutraulicher, ich möchte etwas über ihre Ansichten erfahren, freimütig mit ihnen mich unterhalten. Denn sie sind mir unendlich viel interessanter als die meisten Leute, die ich kenne.

Aber die Schranken sind nicht mehr zu brechen, die drei Mädchen bleiben reserviert. Sicherlich seien sie müde, sage ich schließlich und gebe ihnen Fahrgeld für einen Wagen.

Eine von ihnen spricht für alle drei: „Danke, Mr. Chaplin, vielen, vielen Dank. Wir können das

Geld sehr gut gebrauchen, wir sind sehr müde. Tatsache, es kommt wie gerufen."

Sie können nicht ganz fassen, warum wir so nett und anständig zu ihnen sind.

Sie sind an dumme Witze gewöhnt, wie man diese Straßenbekanntschaften gewöhnlich behandelt. Die Achtung, die wir ihnen entgegenbringen, ruft die in ihnen schlummernden besseren Gefühle und Sitten hervor. Ihr Dank ist überschwenglich und ungeschickt. Sie sind gewohnt, für alles, was man ihnen gibt, zu zahlen, hart zu zahlen. Wir sagen ihnen gute Nacht. Lächelnd gehen sie von dannen. Wir sehen ihnen ein paar Augenblicke nach, wie sie so ihren Weg fortsetzen. Zuerst schlendern sie vor sich hin, in eifrigem Gespräch über ihr Abenteuer. Dann, wie auf ein Signal, straffen sie sich und gehen mit beschleunigten Schritten auf Picadilly zu, wo eine Wolke von Licht sich an dem trüben Himmel widerspiegelt. Das ist das Leuchtfeuer ihres Schlachtfeldes. Wie kleine Nachtfalter fliegen sie auf das strahlende Lichtmeer zu.

Wir sind alle ernst geworden. Gesegnet sei ihre Ahnungslosigkeit, die sie fähig macht, weiter zu existieren, ohne innerliche Qualen, die sie töten müßten, wenn sie wissen würden, was sie erwartet. Als wir die Stufen zum Hotel hinaufgehen, sehen wir eine Anzahl Männer und Frauen schlafend an die Mauern des Hauses gelehnt, unter Bögen und Türen sitzend, alte und junge Menschen, so sehr unterernährt, elend und hilflos, daß das Bewußt-

sein völliger Hoffnungslosigkeit unverrückbar in ihren Gehirnen eingewurzelt ist und eine Gleichgültigkeit erzeugt hat, die ein Segen für sie ist.
Wir wecken sie auf und geben allen Geld. „Da, geht dafür ins Bett!“
Sie sind zu erstarrt. Mechanisch danken sie, nehmen, was wir ihnen geben, aber ihre Reaktion darauf ist nur äußerlich.
Ich gab einer alten Frau von ungefähr siebzig etwas Geld. Sie erwachte, oder richtete sich im Schlafe auf, nahm es ohne ein Wort des Dankes, als sei es ihre Ration von der Armenunterstützung, deckte sich noch fester zu als zuvor und schlief weiter. Die Trägheit der Armut war längst über sie gekommen.
Wir mußten die Nachtglocke am Ritz läuten. Das Ritz schließt um Mitternacht seine Türen, danach muß man klingeln. Aber es kam noch etwas dazwischen. Während des Klingelns fiel uns auf der Straße ein Wagen auf, mit einem ausrutschenden Pferd und einem Kutscher, der hinter dem Wagen stand.
Wir gingen hin und sahen, daß der Wagen mit Äpfeln beladen und auf dem Wege zum Markt war. Der Boden war so glatt, daß das Pferd die ansteigende Straße nicht bewältigen konnte. Wie nett sich der Kutscher benahm! Er bedrohte das hilflos müde Tier nicht mit der Peitsche und Flüchen und Schimpfworten. Er sah, daß das Pferd sein Bestes tat, und statt zu schlagen, stieg

er ab und drückte mit der Schulter gegen die Räder.
Wir alle halfen ebenfalls mit unseren Schultern. Als wir endlich über den Hügel gekommen waren, dankte uns der Kutscher und sagte: „Diese verfluchten Straßen sind so glatt, daß das verdammte Pferd nicht vorwärts kommen kann!"
Es war eine Quelle des Staunens für ihn, daß es irgend etwas zu Schweres für sein Pferd gab. Und das Pferd war doch so gut genährt und gut gehalten! Ich bemerkte, um wieviel besser das Tier aussah als sein Herr. Der Abend war vorbei. Ich weiß nicht recht warum, aber der Zwischenfall mit dem Äpfelwagen schien mir ein passender Abschluß.
Am nächsten Morgen mußte ich meine Aufmerksamkeit zum ersten Male meiner Post zuwenden. Wir waren gezwungen gewesen, noch einen Raum zu mieten, um Platz für die zahlreichen Postsäcke zu haben, die man uns fortwährend brachte.
Der Haufen war so gebirgsartig angeschwollen, daß wir ein halbes Dutzend Stenotypistinnen engagieren mußten nur zu dem Zwecke, alles zu lesen und zu sortieren.
73 000 Briefe und Karten waren in den ersten drei Tagen in London an meine Adresse gelangt, mehr als 28 000 davon waren Bettelbriefe, in denen ich um Beträge zwischen 1 und 100 000 Pfund gebeten wurde.
Aus zahllosen und immer wieder neuen Gründen. Manche lächerlich, manche amüsant, andere pathe-

tisch, einige sogar beleidigend. Alle aber ernst gemeint.
Diese Briefe belehrten mich, daß 671 Verwandte von mir in England lebten, von denen ich bisher nichts gewußt hatte. Zum größten Teil handelte es sich dabei um Vettern, die sehr detaillierte Stammbaumschilderungen mitsandten. Alle wollten entweder geschäftlich auf die Beine gebracht werden oder zum Film gehen.
Aber die Vettern haben kein Monopol auf verwandtschaftliche Beziehungen. Es gibt auch noch Brüder und Schwestern und Tanten und Onkels. Neun Frauen bestehen darauf, meine Mutter zu sein, indem sie wunderbare, abenteuerliche Geschichten erzählen, wie ich als Kind von Zigeunern gestohlen oder als Säugling auf Türstufen ausgesetzt worden sei, so daß ich zu glauben anfange, meine Jugend müsse sehr bewegt gewesen sein. Immerhin regte es mich nicht allzusehr auf, da ich eine ausgezeichnete Mutter in Kalifornien zurückgelassen habe und soweit außerordentlich zufrieden mit ihr bin.
Da gab es Briefe, die einfach „Charles Chaplin“ adressiert waren, andere an „König Charles“, wieder andere an den „König des Lachens“; auf manche war ein zerbeulter schwarzer Hut gezeichnet, einige zeigten die Wiedergabe meiner Schuhe und meines Stockes; in anderen fand sich ein Wisch mit der Anfrage, was ich denn eigentlich während des Krieges gemacht hätte.
Ob ich die und die Anstalten besuchen würde? Ob

ich bei den und den Wohltätigkeitsveranstaltungen erscheinen würde? Ob ich die Fußballsaison eröffnen würde? Dann gab es Willkommensbriefe, einer enthielt ein eisernes Kreuz mit der Inschrift „Für Dienste im großen Kriege", und „Wo waren Sie, als England kämpfte?"

Dann gab es wieder andere, und zwar Tausende, die mir für die Freude dankten, die ich den Absendern so oft bereitet hätte. Ein junger Soldat sandte mir vier Orden, die er während des Weltkrieges erhalten hatte. Er schrieb, er schicke sie mir, weil ich noch nie richtig anerkannt worden sei. Seine Verdienste seien so klein und die meinen so groß, daß er mir sein Croix de guerre geben wolle und seine Regiments- und die andern Auszeichnungen. Ein paar Briefe waren sehr interessant. Hier einige Proben:

„Lieber Mr. Chaplin! Sie sind groß in Ihrem Fach und ich in meinem. Ihre Spezialität sind Filme und Eierkuchen. Meine Spezialität sind Windmühlen. Ich weiß mehr über Windmühlen als irgendein anderer Mensch. Ich habe die Winde in der ganzen Welt studiert und bin jetzt in der Lage, eine Windmühle zu erfinden, die die Standardmühle der Welt sein wird. Sie ist so konstruiert, daß man sie in den tropischen wie in den arktischen Regionen gleicherweise benutzen kann. Ich setze Sie auf diesem etwas absonderlichen Wege davon in Kenntnis. Sie müßten nur das Geld liefern, ich habe den Kopf. In ein paar Jahren werde ich Sie reich und

berühmt machen. Um die Sache zu beschleunigen, würden Sie gut tun, mich anzutelephonieren."
„Lieber Mr. Chaplin! Würden Sie nicht die Güte haben, mir so viel Geld zu schicken, daß ich meinen kleinen Oskar aufs Kolleg schicken kann? Oskar ist zwölf, und alle Nachbarn sagen, daß er der schlaueste kleine Kerl ist, den es gibt. Und er kann Sie so gut kopieren, daß wir nie mehr ins Kino zu gehen brauchen. (Das ist gefährlich: Oskar ist ein ernsthafter Konkurrent, der mein Geschäft ruinieren wird!) Und, wenn Sie ihn nicht aufs Kolleg schicken können, würden Sie ihn nicht zum Film nehmen, wie den kleinen Jackie Coogan?"
„Lieber Mr. Chaplin! Mein Bruder ist Seemann und der einzige Mensch auf Erden, der weiß, wo Capt. Kidds Gold vergraben liegt. Er hat die Karten und Pläne und alles Erforderliche, auch Hacke und Schaufel. Aber er kann das Schiff nicht bezahlen. Wollen Sie ihm das Schiff nicht bezahlen? Dann gehört Ihnen die Hälfte des Goldes. Sie brauchen mir nur ‚Ja' zu schreiben. Dann werde ich mich nach John umsehen gehen, der irgendwo in einer Kneipe sitzt, denn er ist, was man einen Säufer nennt, wenn er an Land ist. Sicherlich werde ich ihn auffinden, denn wir trinken beide in denselben Lokalen. Ihr Schiffsmaat."
„Lieber Charlie. Haben Sie je darüber nachgedacht, wieviel Geld mit Erdnüssen zu machen ist? Ich kenne die Erdnußindustrie, aber ich will brieflich nichts von meinen Geschäften verraten. Wenn Sie

Interesse daran haben, der Erdnuß-König zu werden, bin ich Ihr Mann. Zuschriften unter Snapper-Dodge an die obige Adresse."

„Lieber Mr. Chaplin! Meine Tochter hilft mir jetzt seit mehreren Jahren in meinem Boarding-House, und man muß sagen, daß sie die Kunst versteht, die Leute zu verpflegen, so daß sie sich darum reißen, bei uns zu wohnen. Aber sie hat so große Pläne, z. B. Gardinen ins Badezimmer zu hängen und so was, daß ich manchmal glaube, sie ist zu schade für das Boardinghousegeschäft und müßte ein eigenes Hotel haben. Wenn Sie sich entschließen könnten, in London oder New York ein Hotel für Drusilla zu kaufen, bin ich überzeugt, daß nach kurzer Zeit Ihr und Drusillas Name auf der ganzen Welt bekannt sein würde, so gut würde Drusilla sich auf das Hotelgeschäft verstehen. Und sie würde viel Geld sparen, weil sie selbst kochen und aufräumen könnte. Und nachts könnte sie die andern Pläne ausführen, wie ich schon erwähnt habe. Drusilla erwartet Ihren Anruf."

„Lieber Herr Chaplin! Ich füge die Pfandscheine für Großmutters falsche Zähne und unsere silberne Wasserkanne bei, auch die Mietrechnung, aus der hervorgeht, daß unsere Miete schon gestern fällig war. Natürlich möchten wir vor allem, daß unsere Miete bezahlt wird, aber, wenn Sie es entbehren können, wären auch Großmutters Zähne sehr wichtig. Wir können uns gar nicht mehr vor den Leuten zeigen, seit Vater die silberne Kanne versetzt hat, um sich Bier zu kaufen."

IX. Kapitel

ICH LERNE DIE „UNSTERBLICHEN“ KENNEN

Noch einige Auszüge, ganz zufällig ausgewählt aus den Bergen von Briefen:

„. . . heißt Mr. Chaplin herzlich willkommen und bittet, ihm die Ehre zu gewähren, ihn am Sonntag, den 11. September, rasieren zu dürfen, zu jeder Zeit, die ihm angenehm ist.“

Ein Geldverleiher aus Westend hat seine Karte geschickt: „Sollten Sie in augenblicklicher Bargeldverlegenheit sein, bin ich bereit, Ihnen 50 bis 10000 Pfund vorzustrecken nur gegen Unterschrift, ohne Gebühren und Verzug. Alle Darlehen vollkommen vertraulich und diskret.“

Ein Mann, der in Golden Square, W., wohnt, schreibt: „Mein Sohn hat, als er versuchte, eine der Blumen, die Sie aus dem Ritz-Hotel geworfen haben, zu bekommen, seinen Hut verloren, für den ich die Rechnung über 7 Schilling 6 Pence beifüge.“

Ein Haarspezialist aus Liverpool stellt fest, daß Herr Chaplin sehr beunruhigt sein wird, graue Haare auf seinem Kopf zu finden. „Ich darf sagen,“

schreibt er, „daß ich der einzige Mann in Großbritannien bin, der die Farbe von grau gewordenem Haar wiederherstellen kann. Kommen Sie nach Liverpool, und wenn Sie bei mir vorsprechen, wird es mir ein Vergnügen sein, Ihren Haarwuchs zu untersuchen und mein Urteil abzugeben. Wenn nichts mehr zu machen ist, werde ich nichts dafür berechnen.“

„Können Sie vielleicht“, schreibt eine Frau aus Brixton, „für Ihre Filme zwei kleine Zwillinge brauchen, Jungens von etwa vier Jahren und fast nicht voneinander zu unterscheiden. Ein amerikanischer Agent war kürzlich in unserer Gegend und hat einen Kontrakt mit zwei so kleinen Mädchen (Zwillingen) gemacht, was beweist, daß in amerikanischen Filmen Nachfrage dafür besteht.“

Eine Witwe von zweiundsechzig schreibt: „Ich habe ein halbes Dutzend Stücke von einem chinesischen Teegeschirr von dem diamantenen Jubiläum der letzten Königin Viktoria her, und ich habe daran gedacht, daß Sie vielleicht Interesse dafür haben werden. Wenn Sie es besichtigen oder mir erlauben würden, es irgendwohin zur Ansicht zu bringen, wäre es mir sehr lieb. Ich besitze es jetzt vierundzwanzig Jahre und würde es gern zu Geld machen.“

Eine Bilderhändlerin aus South London: „Wenn Sie bei Ihren Spaziergängen in London bei mir vorbeikommen sollten, so treten Sie doch bitte ein und sehen Sie sich ein Bild an, das Sie, wie ich

glaube, sicher interessieren wird. Es ist der ‚Strand‘ bei Nacht, von Arthur Grimshaw 1887. Ich kenne Ihre Mutter von der Kate-Paradies-Truppe her, und ich glaube, sie wird sich meiner erinnern, wenn Sie ihr gegenüber einmal Clara Symonds von dieser Truppe erwähnen. Vielleicht wird dies eine kleine Brücke mit der Vergangenheit für sie sein.“

„Lieber alter Freund! Vor einigen Monaten schrieb ich Dir, ohne Zweifel wirst Du Dich noch an mich erinnern. Ich war mit Dir in ‚Casey's Court‘. Du bist wirklich gut vorwärts gekommen. Ich meinerseits bin erst diesen Monat von der Türkei zurückgekommen, wo ich acht Jahre gewesen bin. Lieber alter Junge, ich würde Dich gern wiedersehen, wenn Du in London bist, d. h. wenn es Dir nichts ausmacht, Dich mit einem der Bengel von Casey's Court zusammenzutun.“

Eine Mutter aus Sussex: „Würden Sie vielleicht einem kleinen Mädchen von neun Jahren (klein für ihr Alter) eine Zusammenkunft gewähren? Ich möchte sie zum Film bringen. Vieles spricht für sie, sie ist nicht nur sehr gescheit und begabt, sondern hat auch ein ungewöhnlich anziehendes Äußeres und erregt unerhörte Aufmerksamkeit, wohin sie kommt, denn sie ist ganz über dem Durchschnitt.“

Ein Mann aus Somerset schreibt: „Ein Freund von mir hat einen alten Besitz hier in Somerset, mit Pfauen auf schön gepflegten Rasenflächen und drei hübschen Forellenteichen, von wo ich letzte Nacht fünf wunderbare Regenbogenforellen nach Hause

brachte, jede ungefähr $1^1/_2$ Pfund. Sie werden die Menschen über haben. Rücken Sie aus zu mir, ich verspreche Ihnen zehn oder mehr reizende Tage. Hier gibt es keine Aufmachung oder solche Geschichten, und Ihre ältesten Anzüge sind gerade recht.“

Ein anderer: „Meine Frau und ich würden es uns als Ehre anrechnen, wenn Sie uns während Ihres Besuches in South London anrufen und eine gemütliche Tasse Tee mit uns trinken würden. Ich lese in der Zeitung von Ihrer Absicht, ein recht altertümliches Gasthaus aufzusuchen, und würde Ihnen das ‚White Horse‘ in Sheen empfehlen, das, glaube ich, das älteste in Surrey ist und sicherlich Ihren Vorstellungen entsprechen wird.“

Ein Londoner Clubmann bietet seine Gastfreundschaft mit den Worten an: „Ich kenne Sie nicht, Sie kennen mich nicht und haben wahrscheinlich auch gar keine Sehnsucht danach. Aber überlegen Sie einmal, ob Sie nicht zum Lunch zu mir kommen wollen, nur wir beide, ohne viel Umstände.“

Dorothy, aus Poplar, fragt: „Lieber Mr. Chaplin. Wenn Sie ein paar alte Schuhe übrig hätten, würden Sie sie mir als Talisman schicken?“

Ein Mann aus Barnes schreibt: „Falls Sie Zeit haben, würde es uns eine Ehre sein, wenn Sie einen Nachmittag zu uns zum Tee kommen könnten. Bei uns würden Sie einen wirklich altmodischen schottischen Tee kennenlernen. Wir wissen sehr wohl, wie Sie gefeiert werden, und daß jeder sich

um Sie reißt, aber wenn Sie sich müde fühlen und Ruhe haben möchten, kommen Sie doch zu uns. Wenn wir nicht Ihre lustigen Filme während des Krieges gehabt hätten, wären wir alle kaputt gegangen."

„Lieber Charles," schreibt ein Elfjähriger, „ich würde Sie sehr gern kennenlernen, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin für die vielen Male, wo Sie mich froh gemacht haben, wenn ich mich niedergeschlagen und traurig fühlte. Ich habe Sie noch nie im Leben gesehen und weiß nicht, ob ich Sie je sehen werde, aber immer werden Sie mein Freund und Helfer bleiben. Gerne möchte ich Ihr Bild mit Ihrer Unterschrift haben. Werden Sie vielleicht nach Harrogate kommen? Ach, wenn Sie doch kämen und vielleicht mich besuchen würden! Geht es nicht?"

Ich wollte, ich könnte alles lesen, denn in jedem der Briefe ist irgendein menschliches Gefühl verborgen, und ich wünschte, daß es sich ermöglichen ließe, ein paar von den Einladungen anzunehmen, besonders die, die mir Ruhe und Einsamkeit versprechen. Aber es sind um Tausende zuviel. Die meisten werden von meinen Sekretären beantwortet, aber alle müssen beantwortet werden, und wir nehmen Koffer voll Briefe mit nach Kalifornien hinüber, damit möglichst viele Bitten erfüllt werden können.

Während des Nachmittags kamen Donald Crisp, Tom Geraghty und die ganze Clique. Schnell sieht



Aus „Goldrausch"   United Artists



Aus „Zirkus" United Artists

es in meinen Zimmern im Londoner Ritz aus wie bei mir zu Hause in Los Angeles. Ich könnte mir vorstellen, daß nichts geschehen sei und ich noch in Hollywood filme.

Ich bin sechstausend Meilen gereist, ohne daß es mir gelungen ist, den Staub von Hollywood von meinen Füßen zu schütteln. Ich sage zu Knoblock, daß ich noch mit anderen Menschen zusammen sein müsse als mit der Hollywooder Clique. Ich habe sie nun genug gesehen, jetzt möchte ich andere Menschen kennenlernen. Knoblock lächelt, aber er ist zu höflich, um mich an meine Flucht vor dem Türschild von Bernard Shaw zu erinnern. Wir gehen zusammen Einkäufe machen, ich lasse mir Maß für ein paar Anzüge nehmen. Dann lunchen wir mit E. V. Lucas.

Lucas ist ein sehr netter Mensch, sympathisch und offen. Er hat eine Anzahl ausgezeichneter Bücher geschrieben. An diesem Abend hat er eine Gesellschaft für mich im Garrick Club arrangiert. Nach dem Lunch besuchen wir Stolls Theater, wo „Shoulder Arms“ und Mary Pickfords Film „Suds“ gezeigt werden. Mein erster Besuch in einem englischen Kino, dem einstmals von Steinhouse erbauten Opernhaus, das dann in ein Kino verwandelt wurde.

Es ist ein seltsamer und ganz neuartiger Anblick, die Engländer während der Vorstellung Tee trinken und Torte essen zu sehen. Aber ich finde wenig Unterschied in ihrer Beurteilung des Films. An

allen Punkten ungefähr dasselbe wie in Amerika. Ich gehe, Gott sei Dank ohne erkannt worden zu sein, wieder zurück ins Hotel. Dort ruhe ich mich aus bis zum Abend, für das Diner im Garrick Club. Der Gedanke, im Garrick Club zu essen, läßt vor meinem inneren Auge ein Bild aufsteigen, das ich immer von dieser berühmten alten Heimstätte der Kunst in London in mir getragen habe. Der Club selbst entspricht ganz meinen Vorstellungen. Tradition und Sitte sind so tief eingewurzelt, daß, selbst wenn die verschiedenen Vertreter der geistigen Welt eines Tages nicht mehr dort weilten, ihr Wesen sicherlich rein mechanisch weiterwirken würde. Alle Ecken scheinen bevölkert von den Geistern Henry Irvings und seiner Freunde. An dem einen Ende des düsteren, alten Saales steht noch der Sessel, in dem David Garrick selbst gesessen hat.

Alle Teilnehmer an diesem Essen tragen in Künstlerkreisen wohlbekannte Namen.

Was für ein interessanter Charakter doch z. B. Squire Bancroft ist! Man sagt mir, er sei der älteste lebende Schauspieler in England. Er hat sich immer noch nicht zur Ruhe gesetzt. Und er sieht auch nicht so aus, als ob er sich zur Ruhe setzen wollte. Ich komme zu spät, das erhöht noch die Verwirrung, die sich meiner bemächtigt, sobald ich höre, daß ich J. M. Barrie und andere berühmte Leute kennenlernen soll.

Da ist Barrie. Er wird mir gerade in dem Augen-

blick gezeigt, als ich ihn von selbst erkenne. Der eigentliche Grund, weswegen ich kam, war, Barries Bekanntschaft zu machen. Ein kleiner Mann mit dunklem Schnurrbart, markanten, traurigen Gesichtszügen und tief im Schatten liegenden Augen, Züge von Humor um den Mund. Zynisch scheint er nicht zu sein.

Ich sehe ihm in die Augen und mache Anstalten, bei Tisch neben ihm sitzen zu können, stelle dann fest, daß das sowieso vorgesehen war. Unvermeidliches Schweigen wegen der Vorstellung. Wie ich das hasse! Namen sind Gift für mich. Auf die Persönlichkeit kommt's mir an.

Alle sind fröhlich außer Barrie. Seine Augen blicken unverändert müde und traurig. Aber immer scheint ein verborgenes Lächeln hinter dieser Maske zu schweben. Ob diese Menschen wirklich freundschaftlich gegen mich gesinnt sind, oder ob ich nur die Sensation der Stunde für sie bin?

Eine Verlegenheitspause entsteht, nachdem wir in den Speisesaal gegangen sind. E. V. Lucas bricht sie: „Nehmen Sie Platz, meine Herren!“

Die Gäste setzen sich mit einem Ruck auf ihre Plätze, als ob sie es vorher geübt hätten. Ich fühle mich unglücklich und hüstle. Was soll ich nur zu Barrie sagen? Warum habe ich nicht vorher darüber nachgedacht? Ich bemerke, daß Squire Bancroft an meiner andern Seite sitzt. Ich komme mir vor wie in einem Schraubstock. Warum bin ich gekommen? Die Atmosphäre ist bedrückend,

wenn ich auch sicher bin, daß man sehr gastfreundliche Gefühle gegen mich hegt.
Ich werfe einen Blick auf Squire Bancroft. Er ist jeder Zoll der große Schauspieler alter Schule. Die Würde und Tradition der englischen Bühne ist ihm aufs Gesicht geschrieben. Ich erinnere mich, von Nicholson gehört zu haben, er ginge prinzipiell nie in einen Film. Warum ist er dann hier? Es wird schwierig mit ihm werden, fürchte ich.
Er bricht das Eis mit dem Bekenntnis, daß er heute in einem Film gewesen sei. Dieses Geständnis gibt mir einen Ruck.
„Mr. Chaplin, die Stelle, wo Sie den Brief lesen, war der Höhepunkt von ‚Shoulder Arms‘!“
Eine ernsthafte Würdigung von seiten des Mannes, der nie in einen Film geht!
Ich möchte ihn am liebsten umarmen. Dann erfahre ich, daß er sich von allen hat versprechen lassen, darüber zu schweigen, daß er sich nie einen Film ansieht, um mich nicht zu verletzen. Er beugt sich zu mir, gesteht mir sein Alter, und daß er das älteste Mitglied des Clubs sei. Er sieht zehn Jahre jünger aus. Ich höre mich ihm mit Nichtigkeiten antworten.
Dann erzählt mir Barrie, er sei auf der Suche nach jemandem, der den ‚Peter Pan‘ spielen könne, er würde ihn gern von mir gespielt haben. Er bringt mich damit völlig aus der Fassung. Zu denken, daß ich Angst hatte, diesem Manne zu begegnen! Aber ich zittere davor, ernstlich mit ihm darüber

zu sprechen, ich bin vielmehr auf meiner Hut, weil er vielleicht sonst erfahren könnte, daß ich nichts über seinen ‚Peter Pan‘ weiß. Dann würde er vielleicht seine Meinung ändern. Sich vorzustellen, daß Barrie mich gebeten hat, den ‚Peter Pan‘ zu spielen! Die Chance ist zu überwältigend, als daß ich riskieren kann, sie mir durch irgendeine dumm geführte Unterhaltung zu verderben. Also wechsle ich das Thema und lasse die goldene Gelegenheit vorbeigehen. In meinem ersten Gefecht mit Barrie habe ich vollkommen versagt.

Etwas gequälte Späße machen die Runde, alle fühlen sich offenbar verpflichtet, Konversation zu machen; aber es behagt ihnen gar nicht.

Ein rotgebrannter Gentleman, der, wie ich höre, eine sehr ernste Arbeit auszuführen hat, nämlich ein riesiges Denkmal in Whitehall für die Toten des Weltkrieges zu bauen, nimmt sich mit großer Redseligkeit der Situation an. Sein Redestrom, der zu einem ganz gewaltigen Umfang anschwillt, wirkt außerordentlich komisch. Ein bewundernswürdiger Spaßvogel!

Alle lachen über sein Geschwätz, aber nichts ist imstande, meine Gleichgültigkeit zu beseitigen. Zwar trage ich ein mechanisches Lächeln zur Schau, das ich steigen und fallen lasse im Maße des Gelächters der Tischrunde. Aber ich fühle mich einsam und außerhalb dieses Kreises stehend, der auf eine mir fremde Art die Worte wie Bälle über den Tisch wirft. Barrie hat wieder angefangen, über den Film zu

sprechen. Ich muß zuhören, ich muß mich sammeln, um ihn zu verstehen. Was für einen eigenartig geformten Kopf er hat! Er spricht vom ‚Kid‘, und ich merke, daß er mir gern Komplimente machen möchte. Aber er tut das, indem er den Film kritisiert.
Ganz ernst erörtert er, daß die Szene im Himmel absolut unnötig wäre. Warum ich ihr soviel Beachtung geschenkt habe? Und warum soviel von der Mutter, und warum das Zusammentreffen der Eltern? Alle diese Dinge analysiert er genau, sodaß ich bald anfange, gespannt zuzuhören.
Ich erkläre ihm meinen Standpunkt, denn ich bin nicht so sicher, daß er recht hat. Ich hatte Gründe, gute Gründe, um alle diese Dinge in den Film aufzunehmen. Aber sein Interesse und seine Wertschätzung beglücken mich, und ich finde, daß er mir ein sehr feines und taktvolles Kompliment macht, indem er über dramatischen Aufbau mit mir spricht. Es ist liebenswürdig von ihm: es befreit mich von der letzten Spur von Verwirrung.
„Aber Sir James,“ antworte ich, „ich kann Ihnen nicht zustimmen!“ Man stelle sich die Veränderung vor: unser Gespräch geht leicht und fließend weiter.
Das Essen wird serviert, und es stellt sich heraus, daß E. Lucas für einen „Sirup-Pudding“ gesorgt hat, eine meiner großen Schwächen. Ich lasse dem Pudding alle Gerechtigkeit widerfahren.
Ich möchte wissen, ob Barrie von seinem Alter be-

drückt wird. Er hat einen so jugendlichen Geist. Haufenweise machen Späße die Runde um den Tisch, aber trotz aller Anstrengungen bleibe ich still. Ich fühle mich sehr farblos.

Ich bin ein guter Zuhörer. Ich lache über alles und kann nicht reden. Warum gelingt es mir nicht, witzig zu sein? Vielleicht wollen sie mich aus mir herauslocken? Vielleicht habe ich unrecht, und hinter all den faulen Witzen steckt eine Absicht? Soll ich Gleiches mit Gleichem vergelten oder nur lächeln?

Da hebt Lucas die Tafel auf. Alle fühlen die gewisse Spannung. Wozu sind solche Gesellschaften gut? Man verabschiedet sich.

Barrie flüstert mir zu: „Wir wollen zu mir gehen, einen Drink nehmen und ein paar Worte in Ruhe reden.“ Ich fange an, mich besser zu fühlen. Knoblock und ich gehen mit ihm nach Adelphi Terrace. Sein Haus überblickt die Themsekais.

Seine Wohnung gleicht ihm, aber ich könnte die Ähnlichkeit nicht beschreiben. Als erstes fällt ein Schreibtisch in die Augen, in einem großen, schönen Zimmer mit dunklen Holzpaneelen. Schlichtheit und Komfort in jedem Winkel. Ein großer holländischer Kamin rechts, aber das auffallendste Stück der Einrichtung ein kleiner Kochherd in einer Ecke. Er blitzt so, daß er eher aussieht wie ein Schmuck als ein Gebrauchsgegenstand. Barrie erklärt, daß er darauf seinen Tee koche, wenn die Dienstboten nicht da sind. Ein Zug, der für ihn bezeichnend ist.

Unser Gespräch wendet sich dem Film zu, und Barrie erzählt mir von seinen Plänen für ‚Peter Pan‘. Wir sprechen sehr freundschaftlich miteinander, ich gebe Barrie Ideen für Stücke, während er mir welche für Filme gibt, neue Anregungen, die ich in Lustspielen verwenden kann.
Es klopft: Gerald du Maurier ist es, einer der größten englischen Schauspieler und Sohn des Mannes, der „Trilby“ geschrieben hat. Wir bleiben bis spät in die Nacht zusammen, bis ungefähr drei. Mir fällt auf, daß Barrie ziemlich müde und abgespannt aussieht, wir verlassen ihn also und gehen mit du Maurier den „Strand“ entlang. Er erzählt uns, daß Barrie, seit sein Neffe ertrunken ist, sehr gealtert sei.
Am nächsten Morgen kommt eine Einladung zum Tee von Bruce Bairnsfather, dem berühmten englischen Zeichner, dessen Werke während des Krieges internationale Erfolge hatten. Er wohnt auf dem Lande, wo ich ein paar reizende Stunden verbringe. Seine Frau beklagt sich bei mir, daß er nur noch ein Nervenbündel sei, und daß er nie mit der Arbeit ein Ende finden könne. Ich erkundige mich, wie Wells sei, und Bruce antwortet mir, er sei eben wie „Wells“ und wie niemand anders.
Als ich ins Hotel zurückkomme, finde ich einen Brief von Wells vor.
„Kommen Sie zu mir! Gerade habe ich entdeckt, daß Sie in London sind. Wollen Sie Shaw kennen-

lernen? Er ist wirklich sehr nett im Privatleben. Ich kann mir denken, daß Sie mit Einladungen überhäuft sind, aber wenn sich eine Möglichkeit zu einer Plauderstunde finden läßt, werde ich sehr erfreut darüber sein. Wie ist es mit einem Weekend mit mir in Easton, fern von der Öffentlichkeit unter harmlosen, herzlichen Leuten? Kein Telephon im Hause.“

Ohne Zaudern nehme ich die Einladung an.

Großer Lunch in Gesellschaft meiner Freunde. Man teilt mir mit, daß wir alle zusammen, unter Führung von Thomas Burke, dem Verfasser von „Limehouse Nights“, durch den Limehouse-Bezirk gehen sollen. Das ist mir ein furchtbarer Gedanke, ich weigere mich, mit Burke in Begleitung einer Menge Menschen zusammenzusein. Ich revoltiere gegen diese ständigen Menschenansammlungen, die ich hasse. Meine Erfahrungen in London haben mich klug gemacht; außerdem bin ich nervös und überanstrengt. Ich will mit Burke allein zusammensein. Er ist der Mann, der London durch dieselben Brillengläser sieht wie ich selbst. Man sagt mir, daß Burke enttäuschend sei wegen seiner Schweigsamkeit, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ich von ihm enttäuscht sein werde.

Robinson teilt den versammelten Leuten mit, wie sehr ich mich innerlich darauf eingerichtet hätte, allein mit Burke zusammenzusein; die Gesellschaft wird also abgeblasen. Ich läute Burke an und verabrede mich mit ihm in seiner Wohnung um zehn

Uhr. Wir werden die Nacht zusammen in Limehouse verbringen. Herrliche Aussicht!

Am Abend bin ich noch vor der verabredeten Zeit bei Burke. Der Gedanke, eine Nacht im Limehouse-Bezirk zu verbringen, gemeinsam mit dem Autor von „Limehouse Nights“, ist so aufregend für mich wie der Weihnachtsmorgen für ein Kind. Burke ist ganz anders, als ich ihn mir vorstellte. „Limehouse Nights“ haben mich einen Mann erwarten lassen, ebenso stark in körperlicher wie in geistiger Beziehung, wenn auch eine sanfte, überaus menschliche und sympathische Persönlichkeit. Schon beim Hereinkommen stelle ich fest, daß Burke müde aussieht, ich kann mir nur schwer vorstellen, daß dieser kleine Mann mit dem dünnen, spitzen Gesicht und den sensiblen Zügen derselbe sein soll, der solche Leidenschaften, Lüste und gewaltigen Gefühle schildert, wie sie für seine Novellen charakteristisch sind.

Man hat mir erzählt, daß er nicht sehr aus sich herausgehe. Ich möchte aber gerne wissen, wie er ist. Er wirkt so eigenartig. Scheint nichts von dem, was um ihn vorgeht, zu bemerken. Er sitzt da mit aufgestützten Armen und starrt ins Feuer. Als ich ihn da sitzen sehe, augenscheinlich ganz unberührt und gleichgültig, gefällt er mir sehr. Ich fühle mich etwas als Herr der Situation. Ein wohltuendes Gefühl. Ob sein Schweigen wohl echt ist oder nur ein großartiger Trick, damit sein Gast sich überlegen fühlen soll? Seine müden, nach-

denklichen Augen sind auf den ersten Blick streng und ernst, aber plötzlich bemerke ich in ihnen etwas Scharfes, Zupackendes, gleichsam Zwinkerndes. Seine Frau kommt herein. Eine sehr junge Dame von großem Charme, der man ihre künstlerischen Anlagen nach den ersten Worten anmerkt.

Bald danach brechen wir auf, ich in dem Gefühl des Reisenden, der sich in den Händen eines überlegenen Führers befindet.

Wie, was, ob ich irgend etwas Besonderes sehen möchte?

Das ärgert mich etwas, aber ich nehme es als Herausforderung und werde bestärkt in meiner Absicht, ihn zu ergründen. Er ist kompliziert, und sicherlich macht er sich nichts aus Filmschauspielern. Wahrscheinlich bin ich nur irgendein Herr X. für ihn. Er macht also wohl nur mir zuliebe diesen Spaziergang.

Ich fühle mich etwas geniert und versuche, mich gut zu benehmen, bin aber fest entschlossen, ihn bis zum Ende des Abends für mich zu gewinnen, denn bestimmt lohnt es. Ich schlage also nichts weiter vor, als daß wir zusammen weiterschlendern ohne ein bestimmtes Ziel. Ich merke, daß ihm das gefällt, denn ein Funken von Interesse glimmt in seinen Augen auf, als sei er von einem Zwange befreit. Wir bummeln los.

X. Kapitel

THOMAS BURKE UND H. G. WELLS

Während Burke und ich so ziellos weiterschlendern, fange ich an, über sein Buch zu sprechen. Ich hätte „Limehouse Nights“ gleich nach seinem Erscheinen gelesen. Mir würde es nicht gelingen, irgend etwas auch nur halb so lebendig zu sehen. Ereignisse, wie er sie schildere, könne man selten auf einem Bummel erleben, aber ich sei auch ohne das zufrieden, ich wolle sie gar nicht selbst sehen. Denn es könne nicht schöner sein als in seinem Buch. Meine Schmeichelei bleibt ohne Erfolg. Ich muß den guten Geschmack wahren, denn er ist sehr klug. Ich halte eine ganze Zeit lang den Mund, während wir auf Stepney zugehen. Ein grünlicher Nebel hängt über den Häusern, wir sind in einem Labyrinth von engen Gäßchen, die sich in Straßen und Plätzen verlieren. Schweigend wandern wir.

Und dann begreife ich, was er bezweckt: ich soll selbst meine Arbeit tun, er gibt mir nur die Werkzeuge in die Hand. Aber was für Werkzeuge! Ich habe eine gute Lehrzeit gehabt, als ich seine Geschichten las. Erst hat er mir seine Novellen gegeben, jetzt zeigt er mir die Bilder dazu. Die

Schatten nehmen Umriß und Leben an. Die schleichend auf- und abtauchenden, eiligen Gestalten, die im Dunkeln erscheinen und verschwinden, werden zu lebendigen Menschen. Der Vorhang hat sich gehoben über „Limehouse Nights", das Schauspiel beginnt.

Ein Hauch vom fernen Osten schwingt in der Luft, und ich habe das prickelnde Gefühl des lebendigen Lebens in dieser dumpfen Atmosphäre, das noch erhöht wird von dem gelegentlichen schwachen Lichtschein, der aus Fenstern und Läden in das Dunkel dringt, und der Straßenlaternen, die an den Ecken flackern.

Hier reichen sich Liebe und Tod die Hand. Hier ist noch ein Schimmer von Poesie in den verdorrten Herzen der Mongolen, selbst wenn sie ihre Messer in weiße Brüste und dunkle Nacken bohren. Oft brechen die Herzen, oft dringt auch in diesen Bezirk die Gnade und das Wunder der ersten Liebe: wer kann sagen, was stärker ist?

Hinter jedem dieser schmalen Dachfenster wohnt das Leben, das Leben in seiner elementarsten Form. Jede Minute, jeder Gedanke gehört den Leidenschaften; Freude, Hoffnung, Lachen liegt über allen, wenn auch der sichere Tod im Hintergrunde lauert. Alles scheint wie mit einem Zauberstab berührt, vom Entsetzen zur Freude ist nur ein Schritt, und in einem kurzen Augenblick sammelt der Unschuldige oft die Erfahrungen eines ganzen Lebens. Diese Figuren im Spiel des Lebens gehen heiter

ihren Weg, denken nicht an das Vergangene, freuen sich über die Gegenwart und sorgen sich nicht um die Zukunft. Währenddessen leuchten freundlich ihre schmalen Fenster, Lichtpunkte im tiefen Dunkel.

Auf der andern Seite der Straße geht ein kleines Fräulein auf und ab in ihrem billigen Wollkleidchen nach Pariser Schnitt, und als wir hinüber und an ihr vorbeigehen, sehen wir ihre jugendlich schönen und lebhaften Züge, die ein frühreifes Wissen hart gemacht hat. Ich muß unwillkürlich an die kleine „Gracie Goodnight“ denken, die sich so sehr an einem Chinesen rächte, daß sie den Feuerlöscher mit Öl füllte und, als er in das brennende Haus stürzte, ruhig, mit einem kindlichen Lächeln, den Inhalt des Löschers über ihn und das ganze Zimmer ausleerte.

Da ist Queens Theater, das mir das Bild der kleinen Gina aus „Chinatown“ vorzaubert, die bei ihrem Debut auf der Bühne eine Panik der durch einen Brand erschreckten Theaterbesucher erstickte. Die kleine Gina, die die ganze Nachbarschaft zu ihren Füßen zwang durch ihre entzückenden Tänze. Die kleine Gina, die mit vierzehn lachte, lebte und liebte, und die dem Tode mit einem Lächeln auf den Lippen folgte, sein tiefes Geheimnis mit sich nehmend.

Von Zeit zu Zeit hebt Burke wortlos seinen Stock und zeigt mir dies und jenes. Merkwürdigerweise trifft er immer etwas, was mich besonders fesselt.

Welch erstaunlicher Führer! Er zeigt mir nicht Mainstreet, und auch nichts von dem, was man auch so sieht, aber beim Gehen mit ihm dringe ich in das Sehen der Dinge ein. Ich fühle, wie schnell er mich ergründet hat; er weiß, daß ich mehr Stimmungen suche als Einzelheiten. Er kennt mich, nach zwei Meilen gemeinsamen Wanderns durch die schwarzen geheimnisvollen Schatten.

Jetzt führt er mich dahin, wo aus den Fischerkneipen Lichter schimmern. Hier ist etwas los. Hier gibt es die tollsten Kneipen, die Leute greifen hier schneller zu als in Lambeth.

Plötzlich stehen wir wieder an unserem Ausgangspunkte. Fast widerstrebend fahren wir im Wagen nach Hoxton.

Ein blitzender Filmpalast! Du lieber Gott, wie aufdringlich. Wir fahren weiter nach den Ost-India-Docks, nach Shadwell. Es überläuft mich eiskalt, wenn ich an die Geschichten denke, die man sich über Shadwell erzählt. Eben höre ich ein Kind heulen hinter einem geschlossenen Fenster, und ich habe mancherlei Gedanken darüber, aber wir halten nirgends an. Wir schlendern weiter, manchmal macht er eine gelegentliche Geste, das genügt.

Und immer habe ich das Gefühl, daß hinter den geschlossenen Türen sich Dinge abspielen, alltägliche, verhängnisvolle, schöne, gemeine, niedrige, große, schlichte, erhabene, verachtungswürdige und liebenswerte Dinge. Ich bevölkere diese

Orte im Geiste mit Mädchen, Männern, Mördern, Schreien, Leben, Schönheit.

Auf dem Rückwege sprechen wir über das Leben außerhalb dieser geheimnisvollen Welt. Er erzählt, daß er nie aus London herausgekommen sei, nicht einmal nach Paris. Das kommt mir sehr komisch vor, aber er erklärt es mir. Dann spricht er mir von einem neuen Buch, das er beendet hat, und von einem Stück, an dem er gerade arbeitet. Wir unterhalten uns bis drei Uhr morgens, und ich gehe in mein Hotel zurück, aufgeregt wie als Zwölfjähriger, als ich die ganze Nacht aufblieb, um Stevensons „Treasure Island" zu lesen.

Am nächsten Abend esse ich im Embassy Club mit Sonny und werde zum Ehrenmitglied dieses Klubs ernannt.

Es ist erstaunlich, wie Europa Amerika nachäfft, besonders in der Tanzmusik. In allen Cafés hört man dieselben Lieder, die auf dem Broadway gespielt werden. Der amerikanische Einfluß hat einen immensen Umfang angenommen. König Jazz ist Alleinherrscher geworden. Sonny und ich gehen ins Theater und sehen uns einen Teil von „The League of Nations" an, aber wir gehen bald wieder, um Constance Collier guten Tag zu sagen, die in London auftritt.

Am nächsten Tag geschieht etwas Aufregendes: Durch Einladung von dritter Seite soll ich H. G. Wells im Bureau von Stoll kennenlernen und der Erstaufführung seines Stückes „Kipps" beiwohnen.

Da klingelt das Telephon im Wohnzimmer, ich höre jemanden sagen, daß der Prince of Wales mich sprechen wolle. Ich gerate außer mir, ebenso wie alle andern Anwesenden, sie laufen ans Telephon. Aber Knoblock behauptet, daß er am versiertesten in der Lösung solcher Situationen sei und der gegebene Mann, um das Gespräch zu führen. Ich falle wieder in mein Bett, bin aber wacher als jemals zuvor in meinem Leben.

Knoblock am Telephon: „Sind Sie dort? . . . Ja . . . bitte . . . am Abend . . . Danke sehr."

Knoblock kommt vom Telephon und verkündet feierlich: „Der Prince of Wales bittet Charlie, mit ihm zu Abend zu essen." Und er geht auf meine Schlafzimmertür zu. Während alledem bin ich nämlich im Schlafzimmer gewesen und die andern im Wohnzimmer, im Glauben, daß ich, wie gewöhnlich, noch schliefe. Als Knoblock nun auf meine Schlafzimmertür zugehen will, sagt mein sehr amerikanischer Sekretär mit der Stimme, die er sich eigens für solche Gelegenheiten zugelegt hat: „Wecken Sie ihn nicht, sagen Sie, man solle später wieder anrufen, nicht vor zwei Uhr."

Knoblock: „Himmelherrgott, es ist doch der Prince of Wales!" Und er hält einen Monolog über die englischen Gebräuche und die Sitten am Hofe, und was für ein großer Augenblick dies sei — mit einem verächtlichen Lächeln darüber, daß mein Sekretär von ihm verlange, er solle den Prinzen bitten, später noch einmal anzurufen. Er kann sich

durchaus nicht auf den amerikanischen Standpunkt einstellen.

Knoblocks aufrichtige Entrüstung trägt den Sieg davon, der Sekretär gibt die Tür frei, als ich mich in meine Bettdecke einwickle und so tue, als schlafe ich fest. Knoblock kommt sehr feierlich herein und versucht seiner Stimme einen möglichst gleichgültigen Klang zu geben, als er mir verkündet: „Halt dir den Abend frei, um mit dem Prince of Wales zu essen!"

Ich versuche, ihm Vorstellungen zu machen, daß er eine solche Verabredung getroffen habe, ich sei doch mit H. G. Wells verabredet. Aber ich muß zugeben: der Gedanke, mit dem Prinzen in Buckingham Palace zu essen, regt mich doch auf. Kann ich es nicht doch möglich machen?

Knoblock nimmt mich ins Gebet. Er wiederholt seine Botschaft. Inzwischen komme ich zu der Überzeugung, daß jemand sich einen Witz mit mir macht. Es fällt mir nämlich ein, daß der Prinz sich zur Jagd in Schottland aufhält. Wie soll er da in London sein?

Aber Knoblock ist praktisch. Das muß herauszubekommen sein. Er scheint ein bißchen böse, daß ich die Situation nicht genug würdige. Er geht zum Palast, um Erkundigungen einzuziehen.

Ich kann nicht genau sagen, welche Rolle er dabei gespielt hat — er war sehr unbestimmt in seinen Angaben —, aber ich kann mir förmlich vorstellen,

wie er alle Möbel zugedeckt vorfand, und höre den Butler sagen:
„Seine Königliche Hoheit, der Prinz, wird nicht vor einigen Tagen zurückerwartet.“
Armer Ed! Das war ein harter Schlag für ihn. Und ich war — offengestanden — auch etwas enttäuscht.
Aber ich hielt mich nicht bei unnützen Gedanken über die verlorene Chance, mit einem Prinzen zu dinieren, auf, denn am Nachmittag sollte ich ja Wells kennenlernen. Auf zu Stoll! Ich erwartete nur wenige Menschen vorzufinden, so daß ich mich mit Wells zurückziehen und ein langes Gespräch mit ihm führen könnte.
Als ich in die Nähe von Stoll kam, bemerkte ich Menschenmassen, dieselben Menschenmassen, denen ich seit meiner Abreise von Los Angeles zu entfliehen suchte. Dichte Reihen standen an der ganzen Vorderseite des Gebäudes entlang, in Erwartung einer Sensation, die man ihnen versprochen zu haben schien. Und da sah ich ein, daß es eine abgekartete Sache sei, und daß Wells und ich dieses Geschenk an die Menge darstellten, obgleich wir als Ehrengäste eingeladen waren.
Ich erinnere mich ganz genau an das Gedränge im Fahrstuhl, einem winzig kleinen Ding; es war vielleicht für sechs Personen berechnet, jetzt trug es fast sechzig. Wie Sardinen in einer Büchse. Oben ist es nicht so schlimm, und ich werde in ein Zimmer geschoben, wo nur wenige Leute sind, die

Tür wird hinter mir geschlossen. Ich suche krampfhaft Wells. Da ist er ja! Zuerst fallen mir seine schönen, dunkelblauen Augen auf. Sie sind klar und gütig, jetzt zwinkern sie, als ob er in sich hineinlächle, vielleicht, weil er meine offenbare Verlegenheit bemerkt hat. Aber schon treten die Photographen mit ihren Blitzlichtapparaten zwischen uns: ob wir nicht so gut sein wollen, uns zusammen hinzustellen? Wells sieht hilflos aus. Ich will ihm zeigen, daß ich vor der Kamera meinen Mann stehe und nehme die Sache mit diesen Bilderjägern in die Hand.
Wir werden sitzend, stehend, mit und ohne Hut geknipst, und in jeder anderen stereotypen Haltung, die die Kameraleute sich ausknobeln.
Dann unterzeichnen wir eine Reihe von Bildern, ich in meiner großen, flüchtigen, unregelmäßigen Handschrift — ich handhabe die Feder etwas draufgängerisch — und dann Wells mit seinen kleinen, kaum sichtbaren Buchstaben. Dieser Unterschied macht mich sehr unsicher. Mir ist, als habe ich eben laut gesungen in Gegenwart von großen Opernsängern.
Danach stehen wir einem Schnellzeichner. Während er zeichnet, beugt Wells sich zu mir und flüstert mir ins Ohr:
„Wir sind die Dummen: ich bin eingeladen worden, um Sie kennenzulernen, und Sie sicherlich, um mich kennenzulernen.“
Er hat das Kind beim richtigen Namen genannt.

Aus der Filmaufführung hat man eine große Sache gemacht. Ich glaube nicht, daß es Wells angenehm war.

Wir gehen in den dunklen Vorführraum und setzen uns nebeneinander. Ich fühle mich ganz in meinem Element an seiner Seite, bin glücklich, daß ich die ersten Minuten mit ihm in einer Atmosphäre verbringe, in der ich heimisch bin. Seine Gegenwart macht mich kritisch, und ich bin entschlossen, auf alle Fälle die Wahrheit über seinen Film zu sagen. Wells würde sicher ebenso gegen mich handeln.

Als der Film rollt, flüstere ich ihm Lob, aber auch Tadel zu, besonders über falsche Photographie, dann über gelegentliche Regiefehler. Wells verhält sich ganz schweigsam, und mir wird klar, daß ich das Eis zwischen uns nicht zu brechen vermag. Unmöglich, unter diesen Umständen sich näher zu kommen! Gottseidank, ich kann schweigen, denn ich muß ja den Film ansehen, das rettet mich.

Dann flüstert Wells: „Finden Sie nicht, daß der Junge gut ist?"

Der fragliche Junge sitzt an meiner andern Seite und sieht sich seinen ersten Film an. Ich betrachte ihn mir. Am Anfang seiner Laufbahn, zitternd vor Ehrgeiz und der Begierde, alles gut zu machen, und voller Aufregung, daß sein erster Film vor solchen Zuschauern gezeigt wird. Mein Blick bringt ihn den Tränen nahe, so nervös ist er.

Der Film ist zu Ende. Menschen drängen sich um mich. Direktoren und Angestellte wollen meine

Meinung hören. Ich soll ehrlich sein. Soll ich kritisieren? Wells gibt mir einen Stoß und flüstert mir zu: „Sagen Sie irgend etwas Nettes über den Jungen!" Ich sehe den Jungen an und entdecke, was Wells schon gleich gesehen hat. Dann sage ich das Allerbeste über ihn, denn Wells' gute Meinung ist soviel wichtiger als ein Film.

Wells geht, und wir verabreden uns zum Diner. Ich muß mir allein meinen Weg zum Taxi bahnen. Zurück zum Hotel, wo ich mich ein bißchen hinlege, um in guter Form für Wells zu sein.

Er schickt noch ein paar Zeilen: „Vergessen Sie nicht das Diner. Sie können sich in einen Mantel hüllen, wenn Sie es für ratsam halten, und um halb acht Uhr angeschlichen kommen, damit wir in Frieden essen können. H. G. Wells."

Wir sprechen über Rußland, ich entwickle meine Ansichten ohne Scheu. Aber bald übernehme ich ganz das Amt des Fragestellers. Wells redet, und wenn er auch alles mit den Augen eines Träumers sieht, läßt er doch die praktische Seite der Dinge nicht außer acht. Beim Sprechen ist er einem Amerikaner sehr ähnlich. Er erscheint dann jung und forsch.

Sein Leitgedanke ist, daß die Zustände in mancher Beziehung sich noch ordnen werden. Organisation tue not, sagt er, sie sei ebenso wichtig wie Entwaffnung. Erziehung der Jugend sei die einzige Rettung, nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt. Der richtige Sozialismus werde durch gute Erziehung kommen. Wir besprechen meine

Aussichten, nach Rußland hineingelassen zu werden. Ich möchte es gerne sehen. Wells sagt mir, es sei eine ungünstige Zeit, die herannahende kalte Jahreszeit werde die Reise sehr schwierig machen. Ich spreche mit ihm über eine Reise nach Spanien, und er scheint überrascht, als er hört, daß ich ein Stiergefecht sehen möchte. Er fragt: „Warum?"
Ich weiß nichts zu antworten außer, daß mir irgendein Urinstinkt darin zu liegen scheine und etwas Malerisches, das jeden Künstler anziehen müsse. Vielleicht hat der „Matador" von Frank Harris in Gemeinschaft mit meinem ständigen Trieb nach neuen Erlebnissen mir den Antrieb dazu gegeben. Wells meint, es sei eine zu große Grausamkeit gegen die Pferde.
In vorgerückter Stunde stelle ich fest, daß er mir noch besser gefällt, als ich erwartet habe. Ungefähr um Mitternacht gehen wir auf einen Balkon an seiner Bibliothek. Im Lichte des Vollmonds haben wir eine prächtige Aussicht auf London. Vor uns im milden Mondlicht sieht London fast menschlich aus, und ich komme mir wie ein heimlicher Beobachter vor. „Dieser unanständige Mond!" sage ich.
„Das ist gut, wo haben Sie das gehört?"
Ich muß zugeben, daß es nicht von mir ist, daß es Knoblock gemacht hat. Wells spricht über meinen feschen Anzug, als er mir in den Mantel hilft. „Sie haben ja einen Stock bei sich!" Ich trage auch einen seidenen Hut. Ich möchte wohl wissen, was man in Los Angeles und Hollywood sagen würde, wenn

man mich in diesem Aufzuge sähe. Wells probiert meinen Hut, dann nimmt er meinen Stock und wirbelt ihn herum. Der Eindruck ist sehr komisch, besonders als ich gerade in diesem Augenblicke die beiden Bände von „Outline of History“ auf dem Tisch liegen sehe. Wie auf der Bühne singt er: „You're quite the fellow doncher know“. Wir lachen beide. Eine der Haupttugenden von Wells: er ist natürlich.

Ich versuche, ihn über die Gründe meiner Eleganz aufzuklären. Sage ihm, daß das mein anderes Ich sei, die Reaktion auf den Film-Chaplin. Alles, was meine Arbeit angehe, rege mich so auf, daß ich einen Gegensatz dazu haben müsse. Mein Anzug sei ein Teil dieses Gegensatzes. Ich fühle, daß diese Erklärung des Paradoxes etwas armselig ist, aber Wells denkt anders.

Er sagt, daß mir nichts entgehe, daß ich ein guter Beobachter und Psychologe sei. Ich bin erfreut und erzähle ihm, daß die einzige Möglichkeit der Beobachtung für mich auf der Straße sei. Meine scharfe Beobachtungsgabe setze im flüchtigen Augenblick ein, ich erfasse alles in zehn Minuten oder nie.

Was für ein schöner Abend! Aber als ich nach meinem Hotel zurückgehe, stelle ich fest, daß ich Wells noch nicht so gut kenne, wie ich möchte.

Aber ich werde ja noch eine andere Gelegenheit haben. Ich werde ein Weekend mit ihm in seinem Haus in Easton verleben. Das allein lohnt die ganze Reise von Los Angeles nach Europa.

XI. Kapitel

NACH FRANKREICH

Am nächsten Morgen herrscht rege Betriebsamkeit im Hotel. Meine Sekretäre versinken fast in Briefen; trotz sechs Mädchen, die wir als Aushilfe dazu genommen haben, schwellen die Postsäcke an und wachsen uns über den Kopf.

In einem Anfall von Edelmut oder Langeweile oder sonst etwas gehe ich hinein, um zu helfen, und, siehe da, es wird fast zum interessantesten Erlebnis der ganzen Reise. Warum habe ich nicht eher daran gedacht? Dramen rollen sich hier ab, das Leben in seiner ganzen bunten Vielgestaltigkeit. Jeder Brief enthüllt neue Verwicklungen, neue Charaktere, neue Probleme. Ich nehme selbst manche Bittbriefe heraus und lege sie beiseite.

Mein Entschluß, schnellstens nach Frankreich zu gehen, steht fest.

Ich lasse Carl Robinson kommen und teile ihm mit, daß wir sofort nach Paris aufbrechen wollen. Carl ist gar nicht überrascht davon. Er kennt mich ja zur Genüge. Wir beschließen, es ganz geheim zu halten, um möglichst allen Feierlichkeiten zu entgehen, die Zimmer im Ritz nicht aufzugeben, die

Stenotypistinnen weiterarbeiten zu lassen, so daß Leute, die nach uns fragen, annehmen müssen, wir hielten uns irgendwo in London versteckt.
Da wir am Sonntag abfahren wollen, werden alle unsere Anordnungen im Eilzugtempo getroffen. Es gibt ein großes Durcheinander, denn wir verschieben alles auf die letzte Minute, um nach außenhin möglichst harmlos zu erscheinen.
Aber trotz aller Anstrengungen sind bei unserer Abfahrt Menschenmengen am Zuge, Autogrammbücher fliegen durch die Luft. Ich gebe so viel Unterschriften, wie ich kann, dem Rest, der leer ausgeht, werfe ich mein Patentgrinsen zu. Ob ich dabei wohl Doug ähnlich sehe?
Am Schiff. Was soll man den Kapitän fragen? Natürlich: wie heute das Wetter zur Überfahrt sei? Bei dieser Frage lasse ich meine wetterkundigen Blicke auf dem Kanal ruhen, der mir entschieden sehr stürmisch auszusehen scheint.
Aber das „Nur ein bißchen bewegt“ des Kapitäns entwaffnet mich.
Der erste Mensch, den ich am Bord sehe, ist Baron Long, der Besitzer eines Hotels in San Diego. Lieber Gott, kann ich denn Hollywood niemals los werden? Ich freue mich immer, wenn ich ihn sehe, aber nicht in diesem Augenblick. Er erfaßt gewandt die Situation, spricht lächelnd ein paar Worte, dann macht er kehrt. Vielleicht hatte er selbst den Wunsch, allein zu sein.
Dann bitten mich zwei reizende Mädchen um ein

Autogramm. Ach, wie nett. Nie im Leben habe ich meinen Namen mit größerem Vergnügen niedergeschrieben.
Herrgott, wenn ich doch bloß Französisch gelernt hätte. Ich komme mir hoffnungslos dumm vor. Denn nach drei französischen Sätzen ist meine ganze Unterhaltungsmöglichkeit erschöpft. Eines der Mädchen will mir französische Stunden geben.
Sie erzählt mir, daß ich in Frankreich allgemein „Charlot“ genannt werde, während wir an Deck herumspazieren. Es wird stürmisch, und ich höre mich sagen, wie gern ich das hätte. Alter Aufschneider! Sie plaudert weiter. Ich lächle. Sie lächelt zurück. Sie spricht unentwegt Französisch. Ich kann nur jedes achte Wort erwischen, kann mich nicht konzentrieren, Französisch ist zu schwer. Oder vielleicht liegt es auch am Schiff...
Rasch schwinden meine Kräfte. Schwer stütze ich mich auf ihren Arm, merke, wie bleich ich werde, und versuche irgend etwas zu stammeln. Schwach und schweißbedeckt stottere ich schließlich: „Entschuldigen Sie mich“, stürze in meine Kabine und lasse mich auf mein Bett fallen. Oh, warum bin ich nur aus England weggefahren? Was riecht denn hier so entsetzlich? Ich sehe mich um, richtig, nahe an meinem Kopf der neue schweinslederne Koffer. Das ist's, dieser furchtbare Ledergeruch. Aber ich habe einen Leidensgefährten. Robinson ist auch in der Kabine, wir passen gut zueinander.

In diesem Zustande verbringen wir die Reise von Dover nach Calais, und ich war ebenso froh, die französische Küste zu erreichen, wie der Kaiser gewesen wäre, wenn er die Verabredung zum Diner in Paris hätte einhalten können.

Als wir uns Frankreich nähern, vergesse ich fast meine Krankheit über der erregenden Atmosphäre dieses Landes. Das Tempo des Lebens läuft hier schneller. Ich würde gern in das Innerste dieses straff gefederten Mechanismus eindringen.

Zu meiner Verwunderung empfängt mich der Polizeichef; ich hatte mir eigentlich zugetraut, daß ich schlau genug sei, um einmal auszureißen. Aber weit gefehlt. Als das Schiff am Kai anlegt, sehe ich die Docks besät mit Menschen. Verrat! Hüte, Kußhände, Hochrufe. Rufe, die ich nur dem Klange nach verstehen kann, denn sie sind französisch. Diese Sprache ist mir ein Buch mit sieben Siegeln.

„Vive le Charlot! Bravo, Charlot!“

So werde ich überall „gecharlot“. Fremde, seltsame Laute. Warum haben die Völker nicht eine allgemeingültige Sprache? Man belagert mich und bittet um Autogramme, d. h., ich nehme es an, denn man hält mir Bücher unter die Nase, obgleich es mir um keinen Preis der Welt möglich ist, auch nur ein Wort zu verstehen. Aber ich lächle. Gott segne das gute, alte Grinsen. Es scheint auch ihnen zu gefallen.

Zweimal werde ich geküßt. Ich habe Angst, mich umzusehen, von wem die Küsse kommen mögen,

weil ich in Frankreich bin. So bleibt mir wenigstens die Wohltat des Zweifels. Ich kann hoffen, daß beide Küsse von schönen Mädchen kamen, wenn es mir auch scheinen will, daß mindestens das eine dieser Mädchen einen Bart trug.

Verwirrt studiert man meine Unterschrift. Ich sehe hin, sie ist doch in Ordnung? Ach, natürlich, sie haben „Charlot“ erwartet. Und so schreibe ich denn einige Male „Charlot“.

Ich werde in einen der ulkigen kleinen französischen Züge gepackt. Er sieht aus wie ein Kinderspielzeug. Aber dieser Unterschied macht mir gerade Spaß. Alles ist neu für mich. Das fremde Geld, die fremde Sprache, fremde Gesichter, fremde Häuser, ich fühle mich wie in einem eigens für mich errichteten riesigen Theater. Als der Zug abfährt, bricht die Menge in ein einstimmiges Hoch aus, und einige Unerschrokkene rennen nebenher, bis die Maschine sie besiegt. Im Speisewagen gibt es eine neue Überraschung: Table d'hôte. Nur drei Kellner servieren, und doch wird jeder Gast sofort bedient. Wenn ein Kellner die Suppenteller abräumt, bringt der andere schon den nächsten Gang. Hier herrscht die vollkommene französische Sparsamkeit, die so absticht von amerikanischen Verhältnissen, wo ein Kellner über den andern stolpert. Und Wein zu Tisch! Und dann die Rechnung! Sie ist nicht so hoch wie die Nationalschuld.

Es regnet, als wir in Paris ankommen, was meine Erregung noch steigert. Lawinenartig stürzen sich

die Reporter auf mich. Ich bin sprachlos. Woher wußte man von meiner Ankunft? Die Menschenmengen vor dem Bahnhof sind fast so groß wie die in London.

Ich fühle noch die Nachwirkungen meiner Seekrankheit. Bin unfähig, zu sprechen oder Fragen zu beantworten. Wir gehen zum Zoll, ein Journalist verrät uns einen Hinterausgang. Ich bin krank, ich muß die Leute enttäuschen, in ein Auto springen und zum „Claridge“ fahren.

Aber da komme ich vom Regen in die Traufe. Im „Claridge“ sind noch mehr Reporter. Alles spricht nur Französisch. Das Durcheinandergeschwabble ist furchtbar. Wir reden aufeinander ein. Wir schreien. Wir sprechen langsam. Wir buchstabieren. Wir tun alles, was man tun kann, um Franzosen Englisch und Engländern Französisch verständlich zu machen, aber ohne Erfolg. Endlich gelingt es einem, mich zu fragen, was ich über Paris dächte.

Ich antworte, daß ich noch nie so viele Franzosen beisammen gesehen hätte. Ich bin sehr gespannt auf Cami, den berühmten französischen Zeichner. Wir haben mehrere Jahre miteinander korrespondiert, er hat mir viele Zeichnungen und ich ihm oft Photos von meinen Filmen geschickt. Fast eine Freundschaft verbindet uns, und ich erwarte sehnlichst unser Zusammentreffen. Da kommt er!

Lächelnd fallen wir uns in die Arme.

„Cami!“

„Charlot!"
Unsere Begrüßung ist großartig. Aber dann geht's schief. Er spricht Französisch mit der Schnelligkeit eines Maschinengewehrs. Ich fühle, wie mein Lächeln plötzlichem Erblassen Platz macht. Dann habe ich einen Einfall. Ich fange an, ebenso schnell Englisch zu sprechen. Also sprechen wir beide gleichzeitig. Wir kommen nicht weiter.
Ich versuche dann, langsam zu sprechen, besonders langsam. „Ver—ste—hen — Sie — mich?"
Es hilft nichts. Wir fühlen beide zur selben Zeit, was für ein fruchtloses Beginnen unsere Unterredung ist. Das macht uns zuerst ein bißchen traurig. Dann müssen wir über die Absurdität unserer Lage lachen.
Er bleibt für mich Cami und ich für ihn Charlot. Wir grinsen uns an und haben uns gern, trotz allem.
Er bleibt zum Essen. Aber ich zittere insgeheim vor Erwartung, in allen meinen Nerven spüre ich Paris, Paris, das mich da draußen erwartet. Wir gehen ins Folies Bergères. Paris ist nicht so hell, wie ich dachte.
Auch Folies Bergères scheint mir schäbiger. Ich muß daran denken, wie ich selbst hier einmal in einer Pantomime aufgetreten bin. Wie elegant war es damals. Heute wirkt es etwas antiquiert. Die Erinnerungen, die da vor mir auftauchen, bedrücken mich ein wenig.
Am nächsten Tag Lunch mit Dudley Field Malone und Waldo Frank. Eine lebhafte, angeregte Stunde,

bloß unterbrochen durch den Besuch der amerikanischen Zeitungsleute.

„Mr. Chaplin, warum sind Sie nach Europa herübergekommen?"

„Werden Sie nach Rußland gehen?"

„Haben Sie Shaw kennengelernt?"

Man muß ihnen anscheinend eine Anzahl Fragen herübergekabelt haben, ich lasse also alles sanftmütig über mich ergehen, und es gelingt mir, das Grinsen beizubehalten. Ich will mir von ihnen Paris nicht verderben lassen.

Wir rücken bald aus, zurück ins Hotel. Eine gewisse Feierlichkeit empfängt mich. Ich höre Stimmen im Salon, dann kommt mein Sekretär und verkündet, daß eine sehr wichtige Persönlichkeit mich gern sprechen möchte.

Herein kommt ein angenehm aussehender Herr, der englisch spricht.

„Mr. Chaplin, ich soll Ihnen die Grüße des französischen Volkes bringen, das sie so oft lachen gemacht haben. Würden Sie nicht einmal in einer Wohltätigkeitsvorstellung zugunsten der zerstörten Gebiete auftreten? Um ihretwillen bin ich hier."

Ich antworte, daß ich später darauf zurückkommen würde.

Er lächelt: „Ah, You are boozy?" (Sie sind betrunken?)

„Aber nein, seit mehreren Tagen habe ich nicht einen Tropfen mehr getrunken", beeile ich mich ihm zu versichern.



Aus „Zirkus“ United Artists



Aus „Zirkus“ United Artists

„I am busy, ich habe viel zu tun und möchte mich früh zu Bett legen."
Aber Malone ruft dazwischen: „Oh Yes, he's very boozy."
Ich werde ein bißchen ungnädig, bis er mir erklärt, daß der Franzose ja „busy" meinte.
Dann berichtet man mir, daß ein junger Journalist schon den ganzen Tag draußen warte und sich weigere, wegzugehen, bevor er mich gesehen habe.
Ich lasse ihn hereinbitten. Er kommt mit einem triumphierenden Lächeln.
Aber er kann nicht englisch sprechen.
Nachdem er so viele Stunden gewartet hat, können wir uns nicht verständigen.
Es tut mir sehr leid für ihn, wir tun unser Bestes. Zum Schluß, unter Beihilfe des ganzen Hotels, bringt er die Frage zustande: „Gefällt Ihnen Frankreich?"
„Ja", antworte ich.
Und befriedigt zieht er ab.
Waldo Frank und ich sitzen frühmorgens auf einer Bank in den Champs Elysées und sehen den Wagen zu, die zum Markte fahren. Zu dieser Tageszeit liebe ich Paris am meisten.
Ach, diese einzige Stadt. Welche geheimen Kräfte haben sie zu dem gemacht was sie ist? Kann man dies Wunder der Schöpfung verstehen, dies Land der unumschränkten Freude? Die Krone der Städte, der Gipfel des Frohsinns. Und doch habe

ich das unbestimmte Gefühl, daß irgend etwas mit ihr vorgegangen ist, etwas, das man wegzuschwemmen versucht in immer neuen Strömen von Lachen und Singen.

Wir schlendern die Boulevards entlang. Es wird hell. Ich werde erkannt; man verfolgt uns. Wir kommen an einer Kirche vorbei. Eine alte Frau sitzt schlafend auf den Treppenstufen. Aber sie scheint mir nicht heruntergekommen und häßlich auszusehen; fast ein Lächeln liegt im Schlafe auf ihren Zügen. Ein Symbol für ganz Paris: sie verbirgt ihre Armut hinter einem Lächeln.

Sir Philip Sassoon, der Privatsekretär von Lloyd George, besucht mich am nächsten Tage zusammen mit Georges Carpentier, dem beliebtesten Boxer Frankreichs. Wir werden viele Male photographiert, alle zusammen und jeder einzeln.

Ich bin ganz überrascht, daß Sir Philip ein noch so junger Mann ist. Ich hatte mir den Sekretär von Lloyd George würdiger und älter vorgestellt. Er verabredet mit mir ein Rendezvous am nächsten Tage zum Lunch mit Lord und Lady Rocksauvage; die Lady ist seine Schwester.

Ich lunche also mit ihnen; dann gehen wir in ein sehr fashionables Modegeschäft einkaufen. Mein erster Besuch in einem Geschäft dieser Art. Ich treffe dort Lady Astor, die auch ihre Einkäufe erledigt.

Ein großes Erlebnis für mich, die Mannequins in den großen, palastähnlichen Räumen, die mich an Versailles erinnern, zu betrachten.

Ein Gefühl der Rührung übermannt mich, als schlanke, graziöse Geschöpfe da an mir vorbeiwandeln, die einen majestätisch, die andern verächtlich. Ihre Gesten sind einstudiert, aber sie machen sie gut. Ich möchte wissen, was sich solch ein junges Mädchen wohl denkt, wenn es da vor den hochgeborenen Damen und Herren auf und ab marschieren muß.

Eine Lücke in ihrem Drill amüsiert mich. Sehr komisch, sie während der Vorführung vorbeiziehen und dann, nach getaner Arbeit, ohne Haltung und Geziertheit in den Ankleideraum springen zu sehen.

Dann werde ich auch hier entdeckt. Das erschüttert ihre königlichen Gebärden. Die Mädchen kichern, während sie versuchen, die Würde aufrechtzuerhalten, die sie den zur Schau getragenen Kleidern schuldig sind. Sie tun sich sehr wichtig, und das Resultat ist äußerst lustig.

Ich wirke demoralisierend in diesen Räumen, also brechen wir auf. Ich würde gern mit einigen der Mannequins sprechen, aber das geht nicht gut.

Dann besuchen wir ein Schokoladengeschäft, wo ich mich mit Süßigkeiten und kandierten Früchten für meine Reise nach Deutschland am nächsten Tage versehe. Sir Philip lädt mich ein, ihn auf seinem Landsitz in Lympne, Kent, aufzusuchen, wenn ich aus Deutschland zurückkomme.

Am Abend gehe ich in Gesellschaft von Dudley Field Malone und seinen Freunden ins Palais Royal

auf Montmartre. Neuartig, ganz anders, Amerika weit überlegen. Eine eigene Atmosphäre, die man sehr stark fühlt, ohne irgendwelche handgreiflichen Beweise. Hier wagt jeder sich selbst seine Moden zu machen, ohne viel die öffentliche Meinung zu befragen.

Die Musik ist einfach, exotisch, erregend, gerade durch ihre Primitivität. Die Herzen werden mitgerissen, nicht nur die Füße.

Man tanzt einen Tango. Ein Vergnügen, zuzuschauen. Die Pausen, diese bald träumerischen, bald einschmeichelnden, fortreißenden, klagenden, und doch fast monotonen Klänge. Es wirkt jetzt sehr exotisch, dies Paris.

Ich treffe den Korrespondenten Doughie. Wir erinnern uns an unser erstes Zusammentreffen in der Küche Christine's in Greenwich Village.

Es hat sich schnell herumgesprochen, daß ich da bin, und an unserm Tisch sieht es bald aus wie bei einem großen Empfang. Ein toller Mischmasch von Menschen!

Merkwürdig gekleidete Künstler, langhaarige Dichter, Zeitungs- und Blumenverkäufer, Neugierige, Studenten, Kinder und Kokotten. Dann kommt ein Freund, den wiederzusehen ich mich freue. Wir nehmen ein paar von den Leuten mit und steigen wieder in Doughies Auto. Wie wir so dahinrollen, singen wir Lieder, alte Lieder aus den Musichalls: „After the Ball“ und „The Man That Broke the Bank of Monte Carlo“, und manches

andere, an das ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte.

Plötzlich versagt der Wagen und geht nicht mehr weiter. Wir müssen aussteigen, gehen in ein Bistro und bestellen Wein.

Doughie fängt an, auf einem dünnklingenden Klavier zu spielen. Dann kommt ein schlanker, merkwürdig aussehender, bleicher, junger Mann auf uns zu und fragt, ob wir nicht in den „Lapin agile" gehen wollen. Also herauf und rein in die Räuberhöhle. Der junge Mann bestellt Wein für uns bei dem „Patron". Er scheint zu merken, daß ich gern inkognito bleiben möchte.

Der „Patron" ist ein vollendeter Wirt. Alt und weißbärtig, bedient er uns mit einer ans Künstlerische grenzenden Zuvorkommenheit. Dann fängt auf sein Gebot ein Mann mit dem Namen René Chedecal an, Geige zu spielen.

Welche wunderbare Musik barg das kleine Haus an diesem Abend unter seinem Dache! Wie er spielte aus den Tiefen seiner Seele, klagend, leidenschaftlich, traurig, heiter; wir standen sprachlos vor der aufwühlenden Schönheit dieses Wunders.

Überwältigt wollte ich ihm meine Bewunderung ausdrücken, aber konnte nichts tun als seine Hand drücken. Das Genie lebt oft in abseitigen und bescheidenen Winkeln verborgen.

Dann sang der Weißbärtige ein Lied, das, wie er sagte, die Begleiter von Lafayette gesungen hätten,

als sie aus Frankreich zogen, um nach Amerika zu gehen. Wir alle sangen den Refrain mit.
Dann trug ein junger Bursche zwei Lieder von Verlaine vor, nach ihm sprach ein sehr begabter Dichter seine eigenen Gedichte. Wie eindrucksvoll, vom Verfasser selbst seine Gedanken interpretieren zu hören. Nachher spielte der Geiger noch einmal seine eigenen wunderbaren Kompositionen.
Dann bat mich der alte „Patron“, auch mich in sein Gästebuch einzuschreiben, das viele Namen enthielt, hohe und niedrige. Ich zeichnete meine Schuhe, meinen Hut und meinen Spazierstock, das ist mein liebstes Autogramm. Darunter schrieb ich: „Wieviel lieber würde ich ein Zigeuner sein als ein Filmmensch!“ und meinen Namen.
Nach Hause im Auto, das inzwischen repariert war. Ein seltener Abend, mit allen Stufen von Gefühlen, Begeisterung, Ergriffenheit, Trauer, und das nahe Zusammensein mit menschlichen, liebenswerten Männern.
Waldo Frank sprach am nächsten Tage vor und hatte Jaques Copeau bei sich, einen der bekanntesten Dramatiker und Schauspieler Frankreichs, der sein eigenes Theater leitet. Wir gingen in den Zirkus; noch niemals sah ich so viele traurig aussehende Clowns wie dort. Wir aßen zusammen, und in später Stunde saßen wir noch in Copeaus Gesellschaft in einem Dancing im Quartier latin.
Eine fröhliche Nacht, die bis ungefähr drei Uhr dauerte.

Frank und ich wollten dann zusammen nach Hause gehen, aber es winkten zu viele andere Verheißungen; also weiter bis vier Uhr, wo wir in ein anderes Dancing ziehen, trübe erleuchtet, aber sonst ein hübscher Aufenthalt.

In einer Ecke sitzt ein junges Mädchen vorgebeugt und küßt ihren Matrosen. Niemandem scheint das aufzufallen. Alle Mädchen hier sind jung, aber aus ihrem Benehmen kann man auf ihren Beruf schließen. Eine aufreizende exotische Musik wird zum Tanz gespielt. Die Mädels sind sehr lebhaft.

Da stehen drei Jungens, allem Anschein nach vom Lande. Sie sind sehr verlegen, als drei schlanke Mädchen mit hellen Augen und roten Lippen sich von ihnen zu einem Drink einladen lassen. Aber ein Funke glimmt auf in ihren stumpfen Gesichtern, trotz der Linkischkeit, mit der sie die Mädchen ansprechen.

Eine sehr interessante Figur, ein Korse, wie ich glaube, fällt mir auf. Ein Gentleman seinem Benehmen nach, wohlerzogen und zuvorkommend, wie ein verarmter Graf. Er ist an allen Tischen des Lokals zu Hause; fast alle Mädchen nennt er beim Vornamen.

Jetzt macht er eine Sammlung für die Musik. Alle steuern freigebig bei, und bei jedem Klingeln eines Geldstückes in seinem Hut verbeugt sich der Korse höflich und dankt.

„Weitertanzen," schreit er schließlich, „nicht aufhören mit der Musik!" Und er klimpert mit dem

Gelde. Dann steckt er die Hand in seine Tasche und zieht ein einsames Centimestück daraus hervor. Es ist sehr klein, aber seine Gebärden sind die eines Grandseigneurs. „Ich gebe auch etwas, zwar sehr wenig, aber Sie sehen, meine Herren und Damen, daß ich auch etwas gebe." Und er wirft sein Geldstück in den Hut und verneigt sich.

Das Fest nimmt seinen Fortgang. Man hat zu singen angefangen und gerade genug getrunken, um benebelt zu werden.

Wir brechen auf.

XII. Kapitel

BERLIN

Bei meiner Abfahrt wieder Menschenmengen am Bahnhof, aber ich bin fast froh darüber. Eine schöne, junge Französin überreicht mir einen Blumenstrauß mit einer begeisterten kleinen Ansprache, wenigstens sah sie sehr begeistert dabei aus, und die Formen ihrer roten Lippen beim Sprechen waren sehr herausfordernd.

Sie sagt mir in einem entzückenden gebrochenen Englisch, daß ich müde und traurig aussehe.

Ungefähr um Mitternacht sind wir in Jeumont an der belgischen Grenze, und, wie ein Gruß aus der Heimat, steht eine Abordnung amerikanischer Soldaten zu meiner Begrüßung am Bahnhof. Und nicht nur sie, französische und belgische Soldaten winken und jubeln mir zu. Gern hätte ich mit den Belgiern gesprochen, aber es ging nicht. Welch ein Elend!

Aber einer rettete die Situation durch einen glücklichen Einfall.

„Glas Bier, Charlie?"

Ich nickte lächelnd. Und zu meiner Überraschung bringt man mir Bier, das ich erst nur aus Höflich-

keit an die Lippen hebe und dann freudestrahlend bis auf den letzten Tropfen austrinke. Ausgezeichnetes Bier.

Eine Gruppe von reizenden kleinen Belgierinnen steht verlegen lächelnd da. Ich möchte ihnen so gerne irgend etwas zurufen und kann es nicht. Da fällt mir mein Blumenstrauß ein. Jedes der kleinen Mädchen bekommt eine Rose und ist beglückt.

„Merci, merci, Monsieur." Und sie mercien und nicken, bis der Zug die Station verlassen hat.

Im Zug sagt man mir, daß meine Filme in Deutschland noch nicht gespielt worden seien, so daß man mich also dort gar nicht kenne. Das macht mir Spaß, denn ich erwarte, daß ich mich endlich erholen kann und vor Menschenmengen sicher bin.

Alle Welt im Zuge ist nett und höflich. Die Kontrolleure schlagen sich meinetwegen mit der englischen Sprache herum und die Zollbeamten machen nur wenig Unruhe. Als wir um drei Uhr über die Grenze fahren, bin ich eingeschlafen. Am nächsten Morgen beim Erwachen finde ich einen Zettel des Zollbeamten vor: „Viele Grüße, Charlie. Sie haben so tief geschlafen, daß ich nicht das Herz hatte, Sie wegen der Kontrolle zu wecken."

Deutschland ist herrlich. Deutschland hat den Krieg überwunden. Die Bauern sind auf den Feldern und bestellen den Boden, arbeiten fieberhaft, während unser Zug vorbeifliegt. Männer, Frauen, Kinder, alle sind für den Wiederaufbau an der Arbeit.

Ein großes Volk, nur irregeleitet von ein paar Führern.
Interessant, die verschiedenen Baustile zu beobachten. Überall Fabriken. Ich sehe wenig Vieh auf den Feldern. Merkwürdig.
In Berlin gehen wir ins Hotel Adlon, das wegen der gerade stattfindenden Autorennen sehr überfüllt ist. Eine fremde Atmosphäre. Wie geschaffen, sich von den vielen Menschen zu erholen. Man kennt mich hier nicht. Man hat noch kein Sterbenswort von mir gehört. Ich finde das zwar interessant, aber es tut mir auch ein bißchen leid.
Ich stelle fest, wie kurz angebunden die Deutschen gegen Fremde sind. Wie würden sie wohl meine Filme aufnehmen? Eine gute Gelegenheit, die Wirkung meiner Persönlichkeit ohne den gewohnten Hintergrund von Berühmtheit zu erproben.
Zwar fühle ich mich durch diese desinteressierte Behandlung ruhiger werden, dennoch wünschte ich, daß meine Filme hier bekannt wären. Die Leute im Hotel sind sehr höflich. Man hat sie davon unterrichtet, daß ich der „Große Mann" bei mir zu Hause sei. Die Wirkung auf sie ist belustigend. Da ich nicht sehr eindrucksvoll aussehe, finden sie es schwer glaublich.
Viele Menschen sitzen in der Halle, darunter Amerikaner und Engländer. Bald bin ich erkannt, eine Menge amerikanischer, englischer und französischer Reporter stürzen sich mit Gebrüll auf mich. Die Deutschen sehen ihnen verwundert zu.

Carl von Weigand bietet mir sein Bureau während der Zeit meines Aufenthaltes in Berlin zur Benutzung an. All das macht Eindruck auf die Deutschen, aber regt sie nicht weiter auf. Sie denken: er ist irgend jemand von Bedeutung — aber sie lassen es dabei bewenden.

Die Skala, wo ich den Abend verbringe, interessiert mich sehr, wenn sie auch etwas antiquiert auf mich wirkt, verglichen mit englischen und amerikanischen Theatern gleichen Ranges.

Ungefähr fünftausend Sitzplätze auf ebener Erde, mit einem sehr kleinen Balkon. Es ist eines der Varietés, die meist „stumme“ Nummern zeigen, Nummern, die nicht sprechen oder singen, wie Jongleure, Akrobaten, Tänzer.

Besonderen Spaß macht mir ein deutscher Komiker, der ein Lied von vielleicht zwanzig Versen vorträgt. Aber die Zuhörer sind begeistert und bezeigen nach jedem Vers ihren Beifall. Während der Pause essen wir „Frankfurter“ und trinken Bier dazu, was im Theater angeboten wird. Das ganze Theater ist wie eine große Familie.

Von da ins „Palais Heinroth“, dem damals beliebtesten Lokal Berlins und Haupttummelplatz des Nachtlebens.

Alle Gäste sind im Abendanzug, nur wir nicht. Mein Erscheinen ruft keinerlei Aufregung hervor. Wir geben Hut und Mantel ab und bitten um einen Tisch. Der Manager zuckt die Achseln:

„Bitte, da hinten!“ Er zeigt auf einen ganz obskuren

Teil des Saales. Das bringt mir das Nichtvorhandensein meiner Folie ganz deutlich zum Bewußtsein. Es ärgert mich doch. Schön, ich habe mir Ruhe gewünscht. Da hab' ich sie nun.

Wir wollten gerade niedergeschlagen von dem schlechten Tisch Besitz ergreifen, als ich einen Klaps auf den Rücken bekomme:

„Charlie!"

Es ist Al Kaufmann von der Lasky Corporation, Manager von Famous Players in Berlin.

„Komm rüber an unsern Tisch. Pola Negri möchte dich kennenlernen."

So komme ich also doch wieder in mein Element. Die Deutschen sehen erstaunt auf. Jetzt schenkt man mir endlich Beachtung. Eine amerikanische Jazzband spielt. Mitten in einer Nummer hören sie auf und schreien.

„Ein Hoch für Charlie Chaplin!"

Heinroth zuckt verwundert mit den Achseln, aber die Leute spielen weiter. Es ist mir ganz angenehm, nun doch auf die Deutschen einen gewissen Eindruck gemacht zu haben.

An unserm Tisch sind Rita Kaufmann, die Frau von Al, Pola Negri, Carl Robinson und ich.

Pola Negri ist wirklich schön. Der echte Typ der Polin. Wunderbare tiefschwarze Haare, weiße ebenmäßige Zähne und herrliche Farben. Wie schade ist es, daß solche Farben beim Film nicht zur Geltung kommen.

Sie steht hier im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

In ihrem Munde klingt die deutsche Sprache entzückend. Ihre Stimme hat solch einen sanften, weichen Klang, mit reizender Betonung. Beim Trinken stößt sie mit mir an und spricht dabei die einzigen englischen Worte, die sie kann:
„Jazz Boy Charlie!“
Wieder hindert mich die Sprache. Das ist ja zum Wahnsinnigwerden. Aber mit Hilfe von dritter Seite kommen wir ganz gut vorwärts. Kaufmann flüstert: „Charlie, Sie haben eine Eroberung gemacht. Sie hat mir gerade gesagt, daß Sie entzückend seien.“
„Sie müssen ihr sagen, daß sie das Schönste sei, was ich bis jetzt in Europa gesehen habe.“ Mit solcherlei Komplimenten verbringen wir eine Weile, dann frage ich Kaufmann, wie man auf deutsch sagt: „Ich finde Sie himmlisch.“ Er sagt mir etwas vor und ich wiederhole es.
Sie stockt, sieht mich an und schlägt mich auf die Hand: „Frecher Kerl“, sagt sie lachend.
Der ganze Tisch brüllt vor Lachen. Ich merke, daß Kaufmann mich reingelegt hat. Was mag ich gesagt haben? Aber Pola geht auf den Spaß ein und ist nicht böse. Später erfahre ich, daß ich gesagt habe: „Ich finde Sie entsetzlich.“ Beschämt beschließe ich, mich auf die Hosen zu setzen und Deutsch zu lernen.
Beim Hinausgehen kommt Heinroth zu mir heran und redet mich sehr förmlich an: „Verzeihung, Sir, ich höre, daß Sie ein berühmter Mann sind in

U. S. A. Nehmen Sie meine Entschuldigungen entgegen, daß ich es nicht gewußt habe, und seien Sie versichert, daß meine Türen immer für Sie offen stehen.“ Ich höre ihn feierlich an, obgleich ich im Grunde die Situation sehr komisch finde. Der Mann gefällt mir nicht.

Ich möchte gern einen Gang durch die Berliner „Slums“ machen. Mit einem deutschen Zeitungsmann spreche ich darüber. Er antwortet mir, daß ich ebenso sei, wie alle Londoner oder New Yorker, die zum erstenmal nach Berlin kommen: auch ich suchte Whitechapel oder Bowery von Berlin, aber eine solche Gegend gäbe es hier gar nicht. Früher vielleicht, aber sie sei seit langem von der Bildfläche verschwunden. Das scheint mir doch ein bedeutender Fortschritt der Zivilisation.

Mein Zeitungsfreund verspricht mir schließlich, mich in Gegenden zu führen, die noch so ähnlich seien. Wir gehen nach dem Krögel. Was könnte man hier für Filme drehen! Ich bin ganz bezaubert, als wir durch Häuserreihen gehen, die auf wackligen Pfählen erbaut sind, und alte, aber saubere Höfe überqueren.

Dann zur Ackerstraße, ein Blick in die Höfe und Keller. In einer Kneipe unterhalten wir uns mit Männern und Frauen und trinken Bier. Wie gern bin ich mit diesem armen, elenden Volk zusammen.

Wir gehen zu den Laubenkolonien im Norden der Stadt. Hier und da machen wir halt, um mit den Leuten zu sprechen. Gern würde ich hier unter

diesen Menschen essen, aber ich habe nicht den Mut, meinen Freund dazu zu überreden, dem dieser Gedanke gar nicht kommt. Im Norden von Berlin finde ich viele schöne Dinge, die aber, wie mein Freund mir erzählt, durchaus nicht allgemein für schön gehalten werden. Als er mir vorschlägt, mir nun etwas zu zeigen, was im Kontrast zu alledem stehe, sage ich nein, um mir den Eindruck nicht zu zerstören.

Eine richtige Erholung, durch die ganze Stadt inkognito bummeln zu können. Aber gerade als ich das erfreut feststelle, gehen eine elegante Dame und ihre junge Tochter an uns vorbei, und ihr Lächeln zeigt mir, daß ich erkannt bin.

Dann sprechen wir Fritz Kreisler und seine Frau, die im Begriff sind, nach München zu reisen. Wir haben eine lebhafte Unterhaltung und treffen schon Verabredungen für Los Angeles bei ihrem nächsten Dortsein.

Ich stelle fest, daß die Deutschen außerordentlich ehrlich sind, oder vielleicht scheint es mir nur so durch das vertrauensvolle Benehmen eines Taxichauffeurs. Wir stiegen oft aus und blieben manchmal eine halbe Stunde außer Sicht: stets wartete er, ohne Bezahlung im voraus zu verlangen.

In der Geschäftsgegend sieht man viele Krüppel mit verbitterten, vergrämten Gesichtern. Sie sehen aus, als ob sie für etwas bezahlen mußten, was sie nie bekommen haben.

Abends besuche ich den „Berliner Club“. Tanz und

Pfropfenknallen begrüßen mich. Zwei Mädchen legen Beschlag auf uns und bestellen Getränke. Die Mädchen sind sehr nervös. Tatsächlich scheint das ganze Nachtleben dieser Stadt ebenso zu sein: nervös, erregt, übersteigert.
Ich sitze etwas mürrisch und still da, obgleich das eine Mädchen sich die größte Mühe gibt, mich aufzuheitern. Ich höre, wie sie Robinson fragt, was denn mit mir los sei. Ich lächle und werde höflich. Aber nachdem sie ihre Pflicht getan hat, wendet sie sich wieder Robinson zu.
Ich bin pikiert. Wo ist denn nun meine Persönlichkeit? Wie oft hat man mir nachgerühmt, daß ich eine wäre.
Aber meine Freunde behandeln mich mit so viel Zuvorkommenheit, daß es einem der Mädchen schließlich auffällt. Sie fühlt wohl, daß ich irgend etwas Besonderes sein muß. Aber sie kann es nicht herauskriegen.
„Was ist denn der gute Mann? Ein englischer Diplomat vielleicht?“ flüstert sie Robinson fragend zu. Er flüstert zurück, daß ich ein Mann von großem Einfluß in der Diplomatie sei. Ich lächle herablassend, sie wird interessierter.
Ich behandle sie sehr väterlich und fühle mich als Philosoph. Ich befrage sie über ihr Leben, was sie den ganzen Tag tue, was für Ziele sie habe. Sie sei eine große Leseratte, erzählt sie mir, und liebe Schopenhauer und Nietzsche. Aber sie zuckt gleichgültig und traurig mit den Achseln als sie

sagt: „Was lohnt denn das ganze Leben überhaupt?"
„Wir machen es zu dem, was es ist," sagte sie weiter, „es lebt nur in unseren Gehirnen; Anstrengungen sollte man nur machen um äußerlicher Bequemlichkeiten willen." Nach diesem Bekenntnis werden wir gute Freunde.
Aber sie muß doch auch Pläne haben, auch in ihr müssen doch Träume von der Zukunft lebendig sein.
Ich möchte sehr gern wissen, was sie wirklich denkt.
Ich spreche mit ihr über Deutschlands Niederlage. Auf einmal wird sie schweigsam. Schiebt die Schuld auf den Kaiser. Sie haßt Kriege und den Militarismus. Das ist alles, was ich aus ihr herauskriegen kann. Es ist spät geworden, wir müssen aufbrechen.
Ich habe Angst um ihre Zukunft, aber das scheint sie nicht sehr zu bekümmern.
Auf dem Heimwege machen wir noch bei Al Kaufmann halt und plaudern über Filme und andere Dinge drüben in Los Angeles. Los Angeles scheint mir in weite Ferne gerückt.
Am nächsten Abend bin ich zu einem großen Diner bei Herrn Werthauer eingeladen, einem der bekanntesten Anwälte Europas und juristischen Berater des Kaisers während des Krieges. Das Diner wurde zur Feier von Werthauers dritter Verlobung gegeben.

Ein wunderbares Haus in der feinsten Gegend von Berlin. Auf der Gesellschaft sind eine ganze Anzahl seiner persönlichen Freunde, ferner Pola Negri, Al Kaufmann, Mrs. Kaufmann, Carl Robinson und ich anwesend.
Eine russische Kapelle spielt während des Essens ihre Nationalweisen, auch Jazzmusik ist mit zwei Orchestern vertreten.
Ich weiß nicht, warum ich an die Geschichte von Rasputin denken muß. Das Haus scheint mir für solche wohlüberlegten Morde wie geschaffen. Vielleicht ist auch die russische Musik schuld an diesem Eindruck. Im Hause gibt es ein großes marmornes Treppenhaus, dessen kalte Pracht einen schaudern läßt. Die Bedienten sind so hoheitsvoll, das ganze Mahl so zeremoniell, daß ich mich wie in einem Palast fühle. Und dazu die russischen Volkssänger, die auf den Saiten ihrer Instrumente klagen; alles zusammen beschäftigt meine Phantasie so, daß ich das Essen für das allernebensächlichste halte.
Ein geheimnisvoller Hauch liegt in der Luft, etwas Exotisches, Fremdartiges, nicht in Worte Faßbares; am liebsten möchte ich alles und alle erforschen, um tiefer in diese fremdartige Atmosphäre einzudringen.
Alle Anwesenden werden einander vorgestellt, aber es waren zuviel Namen, als daß ich mich ihrer noch erinnern könnte. Herren, Fräuleins und Frauen in Menge, ich finde es allein ungemein schwierig, diese Geschlechtsbezeichnungen korrekt ausein-

anderzuhalten. Einer hält eine lange, feierliche, deutsche Ansprache, und alle hören ihm aufmerksam zu.

Dann erhebt sich der Wirt, um auf seine zukünftige Frau einen Toast auszubringen. Alle stehen auf und trinken auf ihr Glück. Die Gesellschaft ist so förmlich, ich bin nicht imstande, aus den Gesprächen, die man rings um mich herum führt, klug zu werden. Wieder spricht der Wirt, dann stehen alle auf, ihr Glas in der Hand. Warum, weiß ich nicht, aber ich stehe mit ihnen auf.

Allgemeines Gelächter, ich begreife nicht, was für eine Dummheit ich gemacht habe? Ist etwa meine Kleidung nicht in Ordnung? Plötzlich wird mir alles klar: der Gastgeber toastet auf mich. Er macht das in sehr schlechtem Englisch, aber mit äußerst liebenswürdigem Tonfall und Gesten. Wenn er ein englisches Wort nicht finden kann, gebraucht er das entsprechende deutsche. Während der verschiedenen Gänge kommen noch zahlreiche Toaste. Ich stehe immer mit meinem Glas um zwei Augenblicke zu spät auf. Nachdem sich das ungefähr viermal wiederholt hat, beugt sich Mrs. Kaufmann zu mir und flüstert mir ins Ohr: „Sie müssen den Toast des Gastgebers erwidern und irgend etwas Nettes über seine Braut sagen."

Ich erglühe vor Lampenfieber. Also ist es Sitte, dem Wirt zu danken! Und ich habe alle Toaste heruntergeschluckt, ohne ein Wort zu sagen! Und er hat dagesessen und vergeblich darauf gewartet!

Ich stehe auf und stottere: „Mr . . .“
Ich bekomme einen Tritt ans Schienbein, und Mrs. Kaufmann flüstert mir heiser zu: „Herr!“
Ich denke, sie meint, ich solle die Braut anreden.
„Mrs . . .“
Aber nein, das ist sie ja noch gar nicht, Himmel, wie fürchterlich.
Nun lege ich los, wild vor Verzweiflung. „Meine besten Wünsche für Ihre zukünftige Frau.“ Dabei schaue ich ein junges Mädchen oben an der Tafel an, die ich für die Glückliche halte. Aber ich bin auf der falschen Fährte. Ich setze mich wieder in dem Bewußtsein, ein paarmal ordentlich daneben gehauen zu haben.
Der Wirt verbeugt sich und dankt mir. Mrs. Kaufmann sagt vorwurfsvoll: „Aber das war doch gar nicht die Braut. Sie sitzt auf der anderen Seite.“
Ich sterbe fast vor Scham. Als sie mir die richtige Braut zeigt, fange ich an, nervös in meinen Teller hinein zu lachen. Rita Kaufmann lacht mit mir. Gott sei Dank hat sie Sinn für Humor.
Ich fühle mich so schwach und abgespannt, daß ich am liebsten sofort gehen möchte. Jetzt greift die Braut nach ihrem Glas, um mir zuzutrinken, trotzdem ich mir nicht vorstellen kann, woher sie wissen soll, daß ich etwas Nettes zu ihr gesagt habe; es sei denn, daß sie annimmt, ich schiele.
Aber es ist ihr nicht möglich zu Worte zu kommen. Der Wirt hält wieder eine langschweifige Ansprache, in der er sagt, daß man bei so seltenen Anlässen

das beste, was man im Keller habe, entkorken müsse. Das findet allgemeinen, lächelnden Beifall. Ich selbst strahle vor Freude. Ich hatte angenommen, daß man das beste schon serviert habe. Wie konnte ich wissen, daß noch irgendwas im Hinterhalt sei? Und das Versprechen von noch besserem Wein führte mich fast in Versuchung, einen noch besseren Toast auf die Braut auszubringen.

XIII. Kapitel

FLUG VON PARIS NACH LONDON

Am ersten Abend in Paris, nach unserer Rückkehr aus Deutschland, aßen wir bei Poccardi, dann gingen wir uns die alten Tore von Paris ansehen. Eigentlich hatten wir die Absicht gehabt, in den Louvre zu der Statue der Venus von Milo zu gehen, aber es blieb bei der Absicht.

Später auf Montmartre in „Le Rat Mort", einem der bekanntesten Dancings und einem der Sammelplätze des Nachtlebens. Da es noch sehr früh am Abend war, saßen nur wenig Menschen an den Tischen; Grund für mich, zu bleiben.

Ein auffallend aussehendes Mädchen kommt an uns vorbei, mit kurzem, blonden Haar, schönen Farben, wunderbaren, bleichen Gesichtszügen und sanften, seltsamen, dunkelblauen Augen. Ich sehe sie nur einen kurzen Augenblick, aber sie scheint mir das schönste Mädchen zu sein, das ich in Europa gesehen habe.

Trotzdem nur sehr wenig Leute da sind, erkennt man bald, wer ich bin. Die Franzosen sind sehr ungezwungen. „Hallo, Charlie" winken sie mir zu.

Ich bleibe unberührt, lächle mechanisch, denn ich fühle mich müde. Wollte eigentlich früh zu Bett gehen. Um mich aufzuheitern, bestelle ich Champagner.

Das kurzhaarige Mädchen sitzt jetzt an einem Tisch nicht weit von uns. Sie zieht mich eigentümlich an. Aber sie sitzt ihrer Freundin, einem brünetten Mädchen von spanischem Typ, zugewendet, so daß ich ihr Gesicht nicht sehen kann.

Ich wünsche mir lebhaft, sie solle sich einmal umdrehen. Sie hat ein schönes Profil, aber ich möchte ihr doch wieder voll ins Gesicht sehen können. Wie lieb sie aussah, als sie vorhin an mir vorbeikam. Ich denke an das Lächeln, das um ihren Mund spielte, es ließ gerade ein bißchen von ihren schönen gleichmäßigen Zähnen sehen.

Die Musik beginnt, und die Tänzer begeben sich aufs Parkett. Auch die beiden Mädchen stehen auf und fangen zu tanzen an. Ich will sie jetzt scharf beobachten und vielleicht wieder einen Blick mit ihr wechseln, wenn sie vorbeitanzt.

Etwas unbeschreiblich Feines und Vornehmes liegt über diesem kleinen Mädchen. Sie ist ganz anders als die anderen, scheint gar nicht hierher zu gehören. Ich blicke sie unablässig an, obgleich sie nicht einmal zu mir zurücksieht. Dieses für Montmartre ganz ungewöhnliche Benehmen gefällt mir.

Sie kommt beim Tanzen dicht an mir vorbei, und ich kann einen vollen Blick auf ihr Gesicht werfen. Eine wirkliche Schönheit, mit dem empfindsamen

Mund, der ihre Freundin anlächelt und dabei die schönen Zähne zeigt. Die Musik schweigt, und sie setzen sich wieder an ihren Tisch.
Auf ihrem Tische steht nichts, kein Getränk. Das ist doch in einem solchen Lokal sehr eigenartig. Auch keine Sandwichs oder Kaffee. Wer mögen sie wohl sein? Vielleicht ist sie etwas Besonderes.
Sie steht auf, als das Orchester einige Takte einer klagenden russischen Weise spielt. Und sie singt. Hinreißend! Eine Künstlerin! Wer ist sie? Ich muß sie kennenlernen.
Das Lied ist einfach, traurig, so eindringlich wie fast alle russischen Lieder. Das Orchester, fast nur Geigen und Cellos, spielt einschmeichelnd, ein exotischer Zauber geht von ihm aus.
Die innere Leidenschaft und Anmut des Mädchens zwingt selbst diese Umgebung zur Aufmerksamkeit. Das Lied wird sehr melancholisch, und sie singt es dramatisch, düster. Plötzlich ein jäher Wechsel der Stimmung. Die Musik zeigt wilden Überschwang. Und sie mit ihr. Sie wirft den Kopf wie eine tolle feurige ungarische Zigeunerin. Aber kaum hat sie das Aufbrausen begonnen, da ist es auch schon zu Ende. Sehnsüchtig, süß, singt sie wieder die klagende Weise. Jedes menschliche Gefühl bringt sie in ihrem Gesang zum Ausdruck. Einmal schüttelt sie alles von sich ab, dann wieder sanft werbend, dann trauernde zauberhafte Töne, düstre Crescendi, dann wieder ein plötzliches Aufflammen, das leise verflackert in sehnsüchtigem Klagen.

Ihre Persönlichkeit klingt in jedem Ton des Liedes. Sie ist zu gleicher Zeit still, beherzt, leidenschaftlich und überschwenglich. Als sie endet, hat sie etwas Beifall, der aber nur die Gleichgültigkeit dieses Raumes wiederspiegelt, an manchen Tischen spontan und heftig, an anderen schenkt man ihr gar keine Beachtung. Sie verschwendet sich hier unnütz.

Aber es ist ihr gleichgültig. An ihrem Gesichtsausdruck merkt man, daß sie ihre Befriedigung in der Musik selbst findet. Darin, daß sie mit Herz, Seele und Stimme singt. Sie lächelt matt und setzt sich dann wieder still nieder.

Jetzt kann ich mir alles denken: sie ist eine Russin. Alles spricht dafür. Temperament, Talent und wirkliches Gefühl müssen hier im „Le Rat mort" verkümmern. Was für eine Sensation wäre sie in Amerika, mit etwas Reklame. Das sind nur Gedanken, doch allerhand Pläne kommen mir.

Ich stelle sie mir in „The Follies" vor, mit wunderbaren Toiletten, ebendasselbe Lied vortragend. Ich habe kein Wort davon verstanden, aber jede Silbe mitgefühlt. Kunst ist allgemein und braucht keine Sprache. Sie verfügt über alle Nuancen zwischen Sanftheit und Leidenschaft und dazu über eine auffallende Schönheit. Ich klatsche fast zu viel Beifall, aber sie sieht mich an und lächelt, so bin ich bezahlt. Die beiden Mädchen tanzen wieder, währenddessen rufe ich den Kellner und lasse durch ihn dem Manager sagen, daß ich sie gerne kennenlernen möchte. Der Manager stellt mich vor, und

ich lade sie an meinen Tisch ein. Sie setzt sich zu uns, während ihre Begleiterin, das dunkle Mädchen, einen Solotanz tanzt.

Sie plaudert reizend und zwanglos. Sie spricht drei Sprachen, russisch, französisch und englisch. Ihr Vater war russischer General unter dem zaristischen Regime. Jetzt verstehe ich, wo sie die gebieterische Haltung her hat.

„Sind Sie Bolschewistin?“

Sie wird hitzig bei dieser Frage, und ihre Lippen spitzen sich so nett, als sie sich mit dem Englischen herumschlägt. Sie gerät ganz in Feuer.

„Nein, die sind gottlos. Der Bolschewist ist so schlecht.“ Ihre Augen flammen beim Sprechen.

„Dann sind Sie also für die Bourgeosie?“

„Nein, aber nicht Bolschewistin.“ Ihre Stimme ist von einer zitternden Lebendigkeit, wenn auch ihr Wortschatz beschränkt ist. „Bolschewismus schöne Idee in der Theorie, aber nicht in der Praxis.“

„Bietet er denn keine Existenzmöglichkeiten?“

„Viele. Mein Vater, meine Mutter, mein Bruder, alle in Rußland und sehr arm. Mutter ist Bolschewistin, Vater bürgerlich. Ein Bolschewist sehr gemein zu mir. Ich möchte ihn töten. Er tritt mir zu nahe. Was kann ich tun? Ich entfliehe. Bolschewismus gute Idee, aber nicht gut für das Leben.“

„Was ist mit Lenin?“

„Sehr gescheiter Mann. Tut viel für den Bolschewismus, aber nicht gut für jedermann, nur gut im Kopf.“

Ich erfahre, daß sie in einem Kloster erzogen worden ist, aber ihre Eltern und Verwandten sind in alle Winde zerstreut. Sie verdient sich hier ihr Leben mit dem Singen. Sie war schon im Kino, aber hat mich noch nie gesehen. Sie wird „gehen bei erster Gelegenheit, denn ich bin netter Mann“.
Ich frage sie, ob sie gerne zum Film gehen würde. Ihre Augen leuchten auf.
„Wenn ich Gelegenheit hätte, ich weiß, ich würde Erfolg haben. Aber“, sie wirft ihren Mund reizend auf, „es ist schwer, Gelegenheit zu bekommen.“
Sie ist gerade zwanzig Jahre alt und seit zwei Wochen in dem Lokal; sie kam aus der Türkei, wohin sie aus Rußland geflohen war.
Ich erkläre ihr, daß sie Photographien von sich machen lassen müsse und daß ich versuchen wolle, ihr ein Engagement in Amerika zu besorgen. Ihre Augen drücken ihren Dank aus. Sie ist eine Mischung zwischen Mary und Pola Negri plus ihrer eigenen eindrucksvollen Schönheit und Persönlichkeit. Ihr Name ist „Skaya“. Ich schreibe mir ihren Namen und ihre Adresse auf und verspreche, alles, was in meiner Macht steht, für sie zu tun. Und ich meine es ernst. Wir sagen einander gute Nacht, und sie versichert mir, daß sie fühle, ich werde halten, was ich versprochen habe.
Da ich am nächsten Tage bei Sir Philip Sassoon zu einem Gartenfest zugesagt habe, entschließe ich mich, nach England zu fliegen. Auf meinen per-

sönlichen Wunsch landeten wir in Lympne direkt, und ich wich so den Menschen aus, die in London unvermeidlich gewesen wären. Es war großartig und verschaffte mir einen sehr effektvollen Auftritt bei der Gesellschaft.

Und welch reizender Winkel das war! Der ganze Charme des englischen Landhauses und Sir Philip ein vollendeter Wirt. Englisches Essen und englische Aufnahme. Vollkommene Erholung, keine Pflichten und Unterhaltung, wie ich sie liebe. Einundeinhalb herrliche Tage.

Am nächsten Tage findet eine Feier im Schulhause statt. Ein Denkmal wird enthüllt zu Ehren der gefallenen Söhne der Stadt. Da kann man Mütter, Väter und viele andere Leute sehen, manch einer alt an Jahren, aber manch einer auch vorzeitig gealtert durch die Schickungen, die der Krieg über ihn verhängt hat.

Ein eindrucksvolles Bild. Die Straßen auf unserm Wege sind über und über belebt. Ich schäme mich wegen des Kontrastes, der darin liegt, daß draußen die Leute „Hoch Charlie“ schreien, während drinnen Seelen stumm leiden.

Ein Mißton. Ich wünschte, ich wäre nicht so bekannt. Ich möchte mich, wie alle, in Ehrfurcht vor diesen Toten beugen.

Drinnen konnte ich von den Gesichtern der Kinder widerstreitende Gefühle ablesen. Sie bezeigen ihre Achtung vor dem Tode, und doch spricht Freude aus ihren Augen, wenn sie verstohlen zu

mir hinsehen. Ich hätte nicht kommen sollen. Ich fühle mich als störendes Element.

Von der Schule aus gehen Sir Philip und ich zu dem „Star and Garden Hospital“ für verwundete Soldaten. Welches Elend bekamen wir zu sehen. Junge Männer mit verletztem Rückgrat, mit zerschmetterten Beinen, manche mit Gehirnstörungen. Sie haben keine Hoffnung mehr, und doch lächeln sie.

Einer hatte ganz zerschossene Hände, der malte Buchstaben mit dem Pinsel zwischen den Zähnen. Ich sah sie mir an. Es waren Sprüche: „Never say die!“ „Are we downhearted?“ Ein Übermensch.

Ich stelle Fragen über die Verpflegung und die allgemeinen Lebensbedingungen. Sie antworten, daß die Ernährung besser sein könnte. Das wird vermerkt.

Wir werden entgegenkommend und lächelnd von diesen Krüppeln empfangen, deren Leib nur verkrüppelt ist. Ihr Geist ist beweglich. Ich fühle mich so klein als sie rufen: „Laß es dir gut gehen, Charlie.“

Ich kann nichts erwidern. Ich habe nichts zu sagen. Ich lächle und nicke und drücke Hände, soviel ich kann. Ich gebe allen, die mich darum angehen, Autogramme und bitte sie um die ihren. Ich wünsche sie mir wirklich. Einer sagt im Scherz: „Gerne, und Bill wird Ihnen auch seines geben.“ Lautes Gelächter, und Bill lacht mit den anderen. Bill hat keine Arme.

Aber Bill schlägt sie alle. Er wird auch so unterzeichnen. Und er tuts. Mit den Zähnen. Und was wird aus ihnen werden? Das ist meine und unser aller Sache.

Zurück zu Sir Philip. Ich bin sehr müde und niedergeschlagen. Am nächsten Tage Tennis und Musik, und am Abend reise ich nach London zurück, wo ich mit H. G. Wells verabredet bin, um mit ihm auf sein Landhaus zu fahren.

Ich sehe diesem Weekend entgegen wie einem Fest für den Geist. Ich treffe mit H. G. in Whitehall zusammen, er lenkt selbst seinen Wagen, er ist auch ein sehr guter Chauffeur.

Wir sprechen über Politik, über die Irenfrage, und ich berichte ihm von meiner Reise nach Deutschland.

Ich fühle mich ihm schon näher und vertrauter.

Es ist so ein gewisser warmer Unterton in unseren Gesprächen, wenn ich auch noch etwas verlegen bin und mich selbst ängstlich beobachte.

Wir sind draußen auf dem Lande, bei Lady Warwicks Besitztum, und Wells erzählt mir, daß Teile von diesen herrlichen Liegenschaften abgetrennt und verkauft werden sollen.

Das Gut mit seinem Viehstand ist ein wahres Schaustück. Es ist Brunstzeit für das Wild, und man kann das Röhren der Hirsche hören. H. G. sagt mir, daß sie um diese Jahreszeit sehr gefährlich seien.

Am Tor von Wells' Besitzung steht ein kleiner Bursche von zehn Jahren und begrüßt uns mit freund-

lichem Augenzwinkern ganz ungezwungen. Man kann ihn nicht verkennen. Er ist H. G.s Sohn. Dasselbe runde Gesicht und dieselben Augen. So muß auch H. G. in diesem Alter ausgesehen haben.
„Tag, Vater." Wir steigen aus.
„Das ist Charlie." H. G. macht mich bekannt.
Ein Händedruck. „Tag", und ich stelle fest, was für ein netter kleiner Kerl er ist.
Mrs. Wells ist eine äußerst anziehende kleine Frau mit aufmerksamen sanften Augen, die immer lächeln und augenscheinlich stets auf der Suche nach irgend etwas sind. Eine wirkliche Dame, mit leiser Stimme und mit humorvollen Linien um den Mund.
Jeder ist bemüht, mich ins Haus zu führen, H. G. zeigt mir selbst alles, mein Zimmer, das Eßzimmer, das Wohnzimmer, und als ganz große Ausnahme, sein Arbeitszimmer. ‚Meine Werkstatt' nennt er es.
„Hier also sind alle die großen geschichtlichen Ereignisse der Welt aufgezeichnet worden?"
Er lächelt und sagt: „Ja." ‚Outline of History' wurde hier geboren.
Das Zimmer ist noch nicht fertig, rund um den Kamin ist es mit Malereien von ihm und seiner Frau geschmückt. „Ich male ein bißchen", erklärt er. Er zeigt auch ein paar Tapisserien, die von seiner Mutter gearbeitet sind.
„Hier kommen Sie her, wenn Ihnen der Lärm draußen zuviel werden sollte, hier erholen Sie sich!"



Aus „Zirkus"

United Artists



Aus „Zirkus“ United Artists

Ich merke: das ist die größte Gastfreundschaft, die er zu vergeben hat. Aber ich habe das Zimmer niemals benutzt. Es schien mir wie ein Heiligtum.
Das Arbeitszimmer ist einfach und enthält nur wenig Möbel. Ich habe die unbestimmte Erinnerung an viele Bücher, aber nur eines weiß ich noch zu nennen, den Diktionär. Eine herrliche Beobachtungsgabe meinerseits, nichts zu bemerken außer dem Diktionär! Er war nämlich so groß, wie er da auf dem Schreibtisch stand, daß ich ihn nicht gut übersehen konnte.
Vom Hause aus hat man einen wunderbaren Blick aufs Land. Weite baumreiche Strecken, auf denen das Wild wie zahm grast.
Mrs. Wells ruft zum Lunch, wir essen im Freien. „Junior" ist auch da. Das ist der Junge, ich habe ihn sofort so getauft. Die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn fließt unermüdlich. Sie führen eine tiefsinnige Diskussion über den Stachel der Wespen, da gerade eines dieser Insekten um unseren Tisch herumschwirrt.
Der Gegenstand ist mir etwas fremd und ich kann nicht mit. Aber es ist sehr unterhaltend. Ich höre zu und lächle. „Junior" ist sehr geistreich. Er beschüttet seinen Vater mit Witzen, aber ich merke ganz gut, daß in Wahrheit H. G. mit ihm spielt. In H. G.s Augen lauert ein ironisches Zwinkern. Er ist stolz auf seinen Jungen und darf es auch sein.
Nach dem Lunch gehen wir über die Wiesen, und den größten Teil des Nachmittags verdöse ich im

Sommerpavillon. Sie lassen mich allein, und ich schlafe etwas da draußen.

Eine Anzahl Freunde des Hauses kommt in den späteren Abendstunden. Fast alles Literaten, die Unterhaltung ist sehr gebildet. St. John Ervine, der Dramatiker und Autor von „John Ferguson", kommt zuletzt. Ervine erörtert mit mir die Möglichkeit, das Sprechen mit dem Film zu verbinden. Dies Problem beschäftigt ihn sehr. Ich erkläre, daß ich die Sprache für unnötig halte, daß sie die Eigenart des Films verderben würde, wie Farben die Skulpturen. Ebensogut könnte man marmorne Wangen rot malen. Der Film sei eine pantomimische Kunstrichtung. Sonst könnte man ja ins Theater gehen. Der Einbildungskraft müsse Spielraum gelassen werden.

Noch ein Sohn von Wells tritt ein. Er ähnelt mehr seiner Mutter. Wir beschließen, Scharaden aufzuführen, und ich werde als einer der Schauspieler auserwählt. Ich spiele Orlando, den Krieger, und erwecke Gelächter, als ich einen Kohleneimer als Helm verwende. Dann die „Arche Noah", zusammen mit Junior, der die verschiedenen Tiere spielt, mit Spazierstöcken als Geweih eines Hirsches, und mit einem Hut auf einem Stock als Kamel, und als Elefant und viele andere Tiere noch durch geschickte, schnelle Verwandlungen. Ich spiele den alten Noah, öffne einen Regenschirm und sehe zum Himmel auf. Dann gehe ich in die Arche und lasse die anderen herumraten.

Danach tanzt H. G. einen Tanz auf Holzschuhen, er macht seine Sache sehr gut. Wir bleiben bis spät in die Nacht zusammen, und ich staune über H. G.s Vitalität. Wir spielten viele Spiele, wo man raten mußte, und Junior erntete Lorbeeren.
Am nächsten Morgen wurde ich durch Stimmen vor meiner Tür geweckt, die im Chor riefen: „Wir wollen Charlie Chaplin sprechen.“ Das wiederholten sie immerzu. Sie hatten schon eine halbe Stunde lang mit dem Frühstück auf mich gewartet.
Nach dem Frühstück spielten wir ein neues Spiel: H. G.s eigene Erfindung. Alle machten mit. Wir spielten in der Scheune. Eine Kombination aus Handball und Tennis, mit Regeln von H. G. Sehr aufregend und unterhaltend.
Dann ein Spaziergang nach Lady Warwicks Besitzung. Beim Gehen muß ich daran denken, wie unheimlich es letzte Nacht war, als ich im Bett lag und die Hirsche ihren Kampfruf brüllen hörte.
Dies Schloß Warwick, mit seinen wunderbaren Gärten soll auseinandergerissen werden. Das stimmt sehr traurig. Und doch schließt sein Untergang eine gewisse Schönheit für mich ein. In jedem Zugrundegehen liegt Majestät.
H. G. erzählt, daß hier auf dem Lande alle arm seien. Ein phantastisch schöner Gedanke: die Kultur von Jahrhunderten, die nun sterben muß, groß noch in ihrer Auflösung.
Nach Hause zum Tee; am Abend zeige ich ihnen Baseball. Da kann ich glänzen.

Das Diner abends schmeckt großartig, besonders nach unseren eifrigen Körperübungen. Als ich mich zu Bett lege, bin ich mir dankbaren Herzens bewußt, was für wundervolle Ferientage ich verlebe.

Am nächsten Tag muß ich abreisen. Aber morgens machen H. G. und ich noch einen Spaziergang und besuchen eine alte Dorfkirche aus dem elften Jahrhundert. Ein Mann arbeitet an einem Grabstein auf dem Friedhof. Er graviert eine Inschrift.

H. G. spricht über den Einfluß der verschiedenen Lords der Umgegend auf den Wandel der Kunst im Laufe der Jahrhunderte. Hier liegt die Familie von Lady Warwick und andere Adlige begraben. Die Grabsteine zeigen die Merkmale der Bildhauerei der verschiedenen Perioden.

Wir steigen auf den Kirchturm, sehen ins Land, dann nach Haus zum Lunch. Meine Sachen sind schon gepackt. H. G. und sein Sohn geben mir das Geleit. H. G. ermahnt mich, eine Verabredung zum Essen mit ihm und Schaljapin, dem berühmten russischen Bariton, nicht zu vergessen.

Während ich zurück in die Stadt sause, denke ich darüber nach, ob nun Wells mich kennenlernen wollte, oder ob ihm vielmehr daran lag, daß ich ihn kennenlernte. Ich bin sicher, daß ich nunmehr wirklich Wells' Bekanntschaft gemacht habe, mehr als die irgendeines Menschen sonst in Europa. Und das ist mir unendlich viel wert.

XIV. Kapitel

ABSCHIED VON PARIS UND LONDON

Ich hatte versprochen, der Pariser Premiere meines Kid-Films beizuwohnen, ich fuhr also ebenso wie ich gekommen, nämlich im Flugzeug, wieder zurück in die französische Hauptstadt. Die Reise verlief ohne Zwischenfall, im Hotel fand ich ein paar Zeilen von Doug Fairbanks vor. Er und Mary seien in Paris angekommen und im Crillon abgestiegen. Sie baten mich auf eine Plauderstunde zu sich, aber ich war zu ermüdet. Doug versprach, der Kidaufführung im Trocadero beizuwohnen.

Am Nachmittag kamen 250 Programme zum Unterzeichnen, die am Abend für 100 Franken das Stück als Andenken verkauft werden sollten. Abends schlich ich mich durch den Hintereingang in das Theater, aber die Hoffnung, zu entkommen, war vergeblich. Die größte Menschenansammlung, die ich je erlebt hatte. Reihenweise drängten sich die Leute in den Straßen, die Schutzleute hatten alle Hände voll zu tun.

Paris feierte ein Fest bei dieser Gelegenheit, und die Elite der Gesellschaft war versammelt. Ich werde

dem amerikanischen Gesandten vorgestellt, dann den Ministern des französischen Kabinetts präsentiert. Ich kann mich all der Namen von Anwesenden nicht mehr erinnern, aber mein Sekretär hat mir folgende Liste gegeben: M. Menard, in Vertretung von Millerand, M. Jusserand, M. Herbette, M. Loucheur, Mrs. W. K. Vanderbilt, Mrs. Rutherford Stuyvesant, Walter Berry, M. de Errazu, Marquis de Vallambrosa, Mlle. Cecile Sorel, Robert Hostetter, M. Byron-Kuhn, Mr. und Mrs. Charles G. Loeb, Florence O'Neill, M. Henri Lettelier, M. Georges Carpentier, Paul C. Otey, Prinz Georg von Griechenland, Prinzessin Xenia, Prinz Christoph, Mrs. Elsa Maxwell, Prinzessin Sutzo, Vize-Admiral und Mrs. Albert P. Niblack, Comte und Comtesse Cardelli, Duchesse de Talleyrand, Marquise de Talleyrand-Périgord und noch eine Menge anderer Grafen, Gräfinnen, Marquis und Lords.

Meine Loge ist mit den amerikanischen und englischen Farben geschmückt, der Beifall, der mich begrüßt, so anhaltend, daß ich ganz verwirrt bin. Aber ich fühle doch ein angenehmes Prickeln und verstehe nun die Gefühle von Doug bei der Vorführung der „Drei Musketiere". Die von mir am Nachmittag unterzeichneten Programme sind sofort ausverkauft und die Anwesenden wollen neue. Ich unterzeichne, soviel ich kann.

Ich werde viele Male photographiert und sitze meist in dem Blitzlichtrauch. Einmal gehe ich hinter die Bühne, allerdings ohne zu wissen, war-

um, wahrscheinlich, weil ich dort auch photographiert wurde. Der Film lief, aber ich habe nicht viel davon gesehen. Es gab zuviel Interessantes für mich im Zuschauerraum.

Am Schluß des Films kam ein Bote vom Minister: Ob ich in seine Loge kommen wolle, um eine Auszeichnung entgegenzunehmen. Fast falle ich vor Schreck aus meiner Loge.

Mir wird ganz schwach. Was soll ich sagen? Aber ich habe keine Zeit mehr zu überlegen. Die Vision von der nächtlichen Vorübung zu meiner Rede in Southampton steigt vor mir auf. Es wird furchtbar werden. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen. Warum komme ich auch in solche Lagen? Ich hätte mir vorher denken sollen, daß irgend etwas passieren werde.

Aber der Erdboden öffnet sich nicht vor mir, daß ich versinken kann, niemand unter all den netten Leuten kann mir helfen, der Bote wartet höflich, wenn auch schon, wie ich wahrzunehmen glaube, etwas ungeduldig. Also, alle Kraft zusammengenommen, auf in die Ministerloge, etwa mit den Gefühlen eines Menschen, der die Guillotine besteigen soll.

Ich werde allen vorgestellt. Der Minister hält eine Ansprache, die mir sehr schlecht übersetzt wird. Währenddessen grüble ich über ein nettes, passendes Wort des Dankes nach, aber alle meine Gedanken scheinen mir abgegriffen. Schließlich sagte ich nichts als „Merci", was noch das beste war, was ich tun konnte.

Und, auf Ehre, mein ganzes Inneres dachte „Merci“ in französisch und in englisch.
Der Beifall war anhaltend. Ich mußte irgend etwas sagen, so stand ich also auf und redete über die Film-Industrie und was für eine hohe Ehre es uns sei, eine solche Vorstellung geben zu dürfen. Es gefiel der Menge, oder jedenfalls tat sie so. Riesiger Beifall, einige bärtige Männer umarmen mich, bevor ich entfliehen kann. Ich bin eingekeilt, und die Menschen wanken und weichen nicht. Das Licht wird ausgedreht, aber sie stehen wie Mauern. Endlich kam ein alter Aufseher, der versprach, uns durch einen unbekannten Ausgang hinauszuführen. Wir folgten ihm und entkamen, trotzdem wir auch auf der Straße noch gewaltige Menschenmassen durchbrechen mußten.
Draußen traf ich Cami, der mich beglückwünschte; wir gingen zusammen ins Crillon, um Doug und Mary zu begrüßen.
Mary und Doug wünschten mir sehr herzlich Glück, ich erzählte ihnen von meinem miserablen Benehmen dem Minister gegenüber und wie wenig gewachsen ich mich dieser Situation gezeigt habe. Ich jammere immer weiter meines Faux Pas wegen, bis sie versuchen, mich mein Unglück vergessen zu machen, indem sie mir erzählen, daß General Pershing im Zimmer nebenan sei.
Ich möchte wetten, daß der General nie eine Schlacht erlebt hat wie ich an diesem Abend.
Dann verlangten sie die Auszeichnung zu sehen,

die mir der Minister übergeben hatte. Jetzt erst erinnerte ich mich, noch keinen Blick darauf geworfen zu haben. Ich entfaltete also das Pergament, und Doug las laut die geheimnisvollen Worte des Ministers des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste vor, die Charles Chaplin, dramatischen Künstler, zum „Officier de L'Instruction Publique" machten.

Wir blieben bis etwa drei Uhr morgens zusammen und besprachen das große Ereignis, dann ging ich in mein Hotel, müde, aber schrecklich glücklich. Diese Nacht allein hätte die ganze Reise nach Europa gelohnt.

Im Hotel fand ich einen Zettel von Skaya vor, die im Theater gewesen war, um sich meinen Film anzusehen. Sie hatte auf der Galerie gesessen und den „Kid" gesehen, hatte sich die Zeit von ihrer Arbeit abgestohlen.

Sie schrieb:

„Ich sah Film. Sie sind ein großer Mann. Mein Herz ist froh. Sie müssen glücklich sein. Ich lache — ich weine. Skaya."

Diese kleine Botschaft war nicht die geringste meiner Freuden dieses Abends . . .

Elsie de Wolf ist am nächsten Tag zum Lunch meine Wirtin in der Villa Trianon in Versailles. Sehr gelungene und interessante Stunden, in denen ich die Bekanntschaft einiger der berühmtesten Dichter und Künstler Frankreichs machte.

Diesmal kam ich auch mit Henry Wales zusammen, und wir machten miteinander einen Streifzug durch

das Quartier Latin. Dann Abendessen mit Cami, Georges Carpentier und Henri Letellier. Carpentier bittet mich um mein Autogramm, und ich zeichne ihm meine Schuhe, Hut und Schnurrbart auf, mein Handwerkszeug. Carpentier, um nicht zurückzustehen, zeichnet mir eine riesige Faust in Boxhandschuhen.

Ich mußte schon am nächsten Tage wieder in England sein, zum Lunch mit Sir Philip Sassoon, bei dem ich Lloyd George kennenlernen sollte. Lord und Lady Rocksavage, Lady Diana Manners und viele andere prominente Gäste sollten zugegen sein, ich freute mich sehr darauf.

Wir fliegen zurück, trotz Carl Robinsons Versicherung, daß er eine andere Art zu reisen vorziehen würde. Ich fühle mich nervös und äußere wiederholt, daß ich glaube, irgend etwas werde passieren. Das ist erst recht kein Trost für Carl.

Wir rechnen, daß wir um acht Uhr abfliegen und um ein Uhr in London sein können, so daß ich reichlich Zeit habe, meine Verabredung einzuhalten.

Aber nach kurzer Zeit verirrten wir uns im Nebel über dem Kanal und mußten eine Notlandung an der französischen Küste vornehmen.

Schließlich kamen wir doch an, wenn auch zwei Stunden zu spät für meine Verabredung; der Gedanke, Lloyd George und alle die anderen warten zu lassen, war mir schrecklich.

Wir landeten auf dem Flugplatz in Croydon, dort wartete ein großes Automobil, umgeben von Hun-

derten von Menschen. Die Beamten vom Flugplatz schoben mich in das Auto, in der Annahme, daß es für mich bestimmt sei, und los ging's. Aber es war nicht das richtige Auto, und ich wurde nicht ins Ritz gefahren, sondern ins Majestic Theatre in Clapham.

Der Chauffeur trug einen Schnurrbart, und, obgleich er mir sehr bekannt vorkam, erkannte ich ihn nicht. Aber mit einer sehr dramatischen Geste nahm er plötzlich den Schnurrbart ab.

„Ich bin Castleton Knight. Vor langer Zeit schon haben Sie mir versprochen in mein Theater zu kommen. Ich habe nun festgestellt, daß es nur eine Möglichkeit gibt, Sie hierher zu kriegen: Sie zu entführen. Betrachten Sie sich also gütigst als entführt."

Ich mußte lachen, trotzdem ich an Lloyd George dachte, und versicherte Herrn Knight, er sei der erste, der mich je entführt hätte. Wir gingen also in sein Theater, ich blieb eine Stunde und überraschte mich und die Zuschauer damit, daß ich eine Ansprache hielt.

Im Hotel suchte mich Sir Philip auf und sagte mir, daß Lloyd George nicht hätte warten können, weil er eine sehr wichtige Verabredung um vier Uhr gehabt hätte. Ich erklärte Sir Philip die Geschichte mit dem Flugzeug, und er sah es sofort ein. Es tat mir aufrichtig leid, daß ich die einzige Gelegenheit, Lloyd George kennenzulernen, verpaßt hatte. Ich mache so gern die Bekanntschaft interessanter

Persönlichkeiten. Wie gern z. B. würde ich Lenin, Trotzki und den „Kaiser“ kennen.
Das ist mein letzter Abend in England, ich habe versprochen, ihn bei meinem Vetter Aubrey zu verbringen. Man hat doch Verpflichtungen gegen seine Verwandten.
Zu meinem Schrecken stelle ich fest, daß ich am selben Abend mit Schaljapin und H. G. Wells verabredet bin. Ich läute Wells an und erkläre ihm, es sei mein letzter Tag, den ich für meinen Vetter aufgespart hätte. Wells ist sehr nett, er versteht mich. Nur mit solchen Menschen kann man so etwas machen.
Mein Vetter holt mich in der Dämmerung mit einem Taxi ab, und wir fahren zu ihm nach Bayswater. London ist so schön zu dieser Stunde, wenn die ersten Lichter in den Häusern angezündet werden, jedes Licht ist mir wie ein Symbol. Alle bedeuten sie Leben, ich wünschte, ich könnte hinter alle diese erleuchteten Fenster sehen. Als wir bei Aubreys Wohnung ankommen, stehen eine Masse Leute an der anderen Seite der Straße im Schatten. Es müssen Reporter sein, denke ich und bin etwas wütend, daß sie mich sogar hier aufstöbern. Aber mein Vetter erklärt mir zögernd, daß es nur Freunde von ihm seien, die mich gern sehen möchten. Ich fühle mich schlecht und kleinlich, wenn ich mich erinnere, daß ich ihn extra gebeten hatte, keine große Gesellschaft aus meinem Besuch zu machen.
Ich wollte nur einen Familienbesuch machen, ohne

Zeugen, und diese schlichten Seelen auf der anderen Seite der Straße respektieren meine Wünsche. Ich werde weich und bitte Aubrey, sie auf jeden Fall herüberkommen zu lassen. Sie sind alle so nett, einfache Kaufleute, Angestellte usw.

Aubrey hat ein kleines Restaurant, oder, wie er es nennt, ein Hotel in der Umgegend von Bayswater, später am Abend schlage ich vor, dorthin zu gehen und seine Freunde mitzunehmen. Aber Aubrey ist geniert.

„Nein, nicht zu mir."

Dann protestieren alle. Sie wollen sich nicht aufdrängen. Das gefällt mir, sodaß ich um so mehr darauf bestehe. Sie geben nach. Wir kommen in die Bar. Reger Betrieb. An den Wänden viele Bilder von meinem Bruder Syd und mir, in Rollen und aus dem Privatleben.

Das Lokal ist jetzt nachts überfüllt. Scheint sehr beliebt zu sein.

„Was trinkst du?" Ich bin sehr aufgeräumt. „Laß allen Anwesenden einen Drink bringen."

Aubrey flüstert: „Aber verrat doch nicht, daß du hier bist." Er sagt das in meinem Interesse.

Aber ich will gar zu gerne. „Stell' mich doch allen vor!" Ich muß ihn herumkriegen!

Er fängt also an, einigen seiner nächsten Freunde zuzuflüstern: „Das ist mein Vetter, aber stille."

Ich rufe ihm mit erhobener Stimme zu: „Einen Drink für alle!" Ich habe an diesem Abend das Bedürfnis, mich ein bißchen vulgär zu benehmen.

Mit Geld um mich zu schmeißen wie ein betrunkener Seemann. Die Anwesenden sind verwundert. Sie können sich nicht vorstellen, daß der Mann, der sich so benimmt, jener Charlie Chaplin sein soll, der doch stets vermeidet, Aufmerksamkeit zu erregen. Ich bin sicher, daß manche es trotz aller gegenteiliger Versicherungen nicht glauben wollen. Sie halten es für einen Trick meines Vetters. Aber sie trinken mit Ehrerbietung und Zurückhaltung. Dann sagen sie guten Abend, und wir verschwinden ruhig: Bayswater bleibt so respektabel wie stets.

Wieder in die Wohnung zurück zum Diner. Nach dem Essen bringt jemand ein altes Familienalbum angeschleppt. Es ist wie alle anderen Familienalben.

„Das ist dein Urgroßonkel. Und das ist deine Urgroßmutter. Das ist Tante Lucie. Der da war französischer General."

Aubrey sagt: „Du weißt, daß wir väterlicherseits aus sehr guter Familie sind."

Da gibt es Bilder von Onkeln, die reiche Viehzüchter in Südafrika sind. Komisch, daß ich nie ein Wort von meinen wohlhabenden Verwandten gehört habe.

Das ist das erstemal, daß ich mir meiner Familie richtig bewußt werde. Und nun bin ich fest überzeugt, daß wir Aristokraten sind, blaues Blut ersten Ranges!

Aubrey hat auch Kinder, einen Jungen von zwölf Jahren, den ich noch nicht kannte. Ein netter

Bursche. Ich gebe Ratschläge für seine Erziehung. Wir beraten lang und breit darüber. „Laß uns die Familientradition aufrechterhalten. Soll er Parlamentsmitglied werden oder vielleicht Präsident. Er ist ein heller Junge."
Wir graben die ganze Familie aus und besprechen sie. Die Onkels in Spanien. Ja, wir Chaplins bevölkern die ganze Erde.
Bei meiner Ankunft hatte ich Aubrey gesagt, daß ich nur zwei Stunden bleiben könne. Aber jetzt ist es vier Uhr nachts und wir sprechen immer noch. Als ich aufbreche, begleitet mich Aubrey nach dem Ritz.
Wir rufen einen Ford-Lastwagen an, der Führer, ein etwas dandyhaft aussehender junger Johnny, früherer Offizier, läßt uns mitfahren.
„Bitte, steigen Sie auf."
Eine neue Erscheinung, diese Söhne aus gutem Hause, die Wagen fahren, manche in Oxford und Cambridge erzogen, die meisten verarmte Aristokraten. Es ist vielleicht das beste, was solchen Familien passieren kann.
Dieser junge Mensch ist sehr zurückhaltend und vornehm. Er spricht fast nur von seinem Wagen und seinem Handel, den er beinahe wie einen Sport betrachtet. Er ist nach dem Kriege in den Kolonialwarenhandel gegangen und hat noch nie so viel Geld verdient wie jetzt. Wir hören einen großen Teil seiner Geschichte, während wir in seinem Wagen die Straße entlang gondeln.

Er fährt jeden Morgen früh um vier Uhr zum Markte, um Gemüse und Obst zu besorgen. Er liebt den Wagen. Er sei so einfach zu fahren.

„Einen Augenblick!" Er hört auf zu erzählen und hält an einer hübschen weißen Tankstation, die ganz erleuchtet ist, trotz der frühen Morgenstunde.

„Guten Morgen! Fünf Gallonen, bitte!"

„Schön!"

Der freundliche Gruß sagt mehr als die nichtssagenden Worte, die gewechselt werden.

Der junge Mann erkennt, wer ich bin, und begrüßt mich freimütig, wenn auch ganz förmlich. Es ist merkwürdig, zu hören, wie dieser Wagenführer sich in der leichtflüssigsten Form unterhält.

Er spricht ein bißchen über den Film, hört dann diskret auf, vielleicht in der Annahme, daß ich nicht gern davon spreche.

Übrigens sprach er am allerliebsten von seinem Wagen.

Er erzählt uns davon, wie wundervoll es sei, am frühen Morgen so allein zu fahren, nur in Gesellschaft der Dämmerung und der Sterne. Wie er die schweigenden Straßen, das schlafende London liebe. Er war unternehmungslustig, voller Hoffnung und Ehrgeiz. Erzählte, wie er verkaufe, wie er Bescheid wisse, was für ein nettes Geschäft er habe.

Er rauchte eine Pfeife und trug einen Trilby-Hut, eine Joppe, um den Hals einen Schal. Mochte etwa dreißig Jahre alt sein.

Ich gab meinem Vetter einen Rippenstoß. Ob er wohl irgend etwas annehmen würde? Wir wußten nicht, ob wir es ihm anbieten könnten oder nicht, trotzdem er uns, extra von seinem Wege abweichend, zum Ritz fuhr.

Er hatte gesagt, daß es ihm gar nichts ausmache. Schließlich finde ich einen Ausweg: ich lasse sein Benzin auffüllen und bestehe darauf, es zu bezahlen.

Er protestiert, aber ich bleibe fest.

„Wirklich sehr freundlich von Ihnen. Aber es war mir ein Vergnügen", sagt er, sich wieder auf seinen Sitz schwingend. Wir fahren durch Picadilly und halten endlich. Eine eigenartige Auffahrt, in einem Lastwagen vor dem Ritz!

Der junge Mann sagt uns Lebewohl. „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Lassen Sie sich's weiter gut gehen. Schade, daß Sie schon abfahren. Gute Reise. Kommen Sie doch im Frühling wieder, London ist dann herrlich. Also ich muß weiter. Ist schon spät. Guten Morgen."

Wir bleiben zurück und sprechen über ihn. Der Typ des Aristokraten, der sich allein durchs Leben schlägt. Aus dem Stoffe, der den wahren Edelmann ausmacht. Er hat Qualitäten. Er spricht gerade genug, aber nie zu viel. Der Klang seiner Stimme, als er über die Dämmerung sprach, und sein Schönheitsgefühl, schon das stempelt ihn zum Angehörigen der wahren menschlichen Elite, nicht der, die im Blue Book steht.

Abenteuerlustig, wohlerzogen, immer an der Arbeit und arbeitet mit Freude. Ein gutes Beispiel. Er hat zwei Läden, und das ist sein erster Wagen. Er liebt ihn. Der erste Mensch dieser Art, den ich kennengelernt habe. In meiner letzten Nacht in England! Ich bin glücklich, daß sie mich mit wirklichem Gentlemantum zusammengeführt hat.

XV. Kapitel

ZURÜCK NACH HOLLYWOOD

Am Morgen reise ich niedergeschlagen und bedrückt nach Southampton ab. Dieselben Menschenmengen wie bei meiner Ankunft. Aber diesmal kommen sie erwünschter. Denn ich muß sie verlassen. Es ist wohltuend, ihre Anteilnahme bei meiner Abreise zu hören. Jetzt zweifle ich nicht mehr an der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle. Sie waren froh, als ich kam, und sind traurig, daß ich gehe. Am liebsten würde ich sie alle umarmen. Sie lächeln mir freundlich zu; wohin ich auch blicke, überall das gleiche Bild. Alle sind meine Freunde, und jetzt heißt es, sie verlassen.

Ein paar besonders Agressive geben mir ihre Autogrammbücher. Ob ich nicht schnell noch einmal unterzeichnen könne? Aber die meisten halten sich zurück. Sie fühlen den Ernst des Abschieds, aber sie geben mir ein Lächeln mit auf den Weg.

Mein Wagen ist voll von Freunden, die mich nach Southampton begleiten wollen. Aber ich kümmere mich nicht viel um sie in dieser Minute. Die Menge besitzt mich. Alte, alte Freunde tauchen auf, die zu besuchen ich zu beschäftigt war. Treue alte

Freunde, die zufrieden mit einem kurzen Blick sind, bevor ich abfahre.

Da ist Freddy Whittaker, ein Music-Hall-Artist, mit dem ich einstmals zusammen auftrat. Viele gute Bekannte, sie verstehen mich, sie alle haben im Geiste an meinem Erfolge teilgenommen. Alle sind sie auf dem Bahnhof, sie kennen mich ja und wissen, wie voll gepackt jede Minute meines Aufenthaltes hier gewesen ist. Ich hatte zuviel vor.

Sie alle wollten mich noch einmal sehen, wenn auch nur an der Wagentür. Wie traurig das stimmt!

Der Zug ruckt an. Große Aufregung. Alle sind gerührt. Spannung liegt in der Luft.

„Grüß Alf und Amy“, rufen die mir zu, die meinen Manager und seine Frau kennen. Ich verspreche wiederzukommen, vielleicht im nächsten Sommer. Großer Beifall. „Aber nicht vergessen!“ schreien sie. Ich kann mir nicht denken, daß ich es vergessen könnte.

Die Reise nach Southampton ist nicht sehr erfreulich. Trauer, etwas wie verschämte Sentimentalität liegt über uns allen. Tom Geraghty ist unter uns. Er ist ein alter Amerikaner. Der Gedanke, daß ich in sein Vaterland zurückfahre, während er in England bleiben muß, bewegt ihn. Wir sind unfähig, viel zu reden.

Wir gehen an Bord. Sonny ist auch da, um mir das Ehrengeleit zu geben. Sonny, Hettys Bruder.

Lunch mit meinen Freunden. Unmengen von Reportern. Ich kann ihnen nicht mehr böse sein. Ich

kann nichts sagen, kann kaum denken. Man redet ein bißchen herum, macht Witze. Sonny ist sehr unruhig. Ich sehe ihn an, möchte wissen, ob er in meinem Inneren Bescheid weiß. Er ist immer sehr obenhin im Verkehr mit mir gewesen, hat meistens nur Witze gemacht.

Da beugt er sich zu mir und flüstert: „Ich dachte, das da würde dir vielleicht Freude machen.“ Ein kleines Paket. Ohne zu fragen, weiß ich, daß es Hettys Bild enthält. Ich bin geschlagen. Er hat mich all die Zeit lang richtig verstanden. Wie doch die Engländer ihre Gefühle zu verbergen wissen!

Jetzt sind nur noch die Passagiere an Bord. Meine Freunde stehen am Dock und winken zu mir herauf. Aus ihren geröteten Gesichtern sprechen Liebe, Trauer, zurückgedämmte Tränen. Ein Würgen sitzt mir in der Kehle. Ich lächle, so stark ich kann, um sie meine Bewegung nicht merken zu lassen. Selbst den Reportern lächle ich zu. Es sind doch verdammt nette Kerle. Wünschte, ich würde sie besser kennen. Schließlich ist es ihr Beruf, Fragen zu stellen, und sie sind nur ihrem Beruf nachgegangen. Ihrem Beruf, wie sie ihn sehen. Ihr Unternehmungsgeist könnte viel ausrichten in der Welt, wenn er universelle Ziele hätte.

England schien mir nie schöner zu sein als an diesem Tage des Abschieds. Warum nur bin ich nicht da und dort gewesen? Warum habe ich nicht dies und jenes getan? Wie vieles habe ich unterlassen! Ich muß wiederkommen. Wird man sich freuen, mich

wiederzusehen? So wie ich mich freuen würde? Ich hoffe es. Meine Augen sind feucht. Ich drehe mich weg, um die aufsteigende Traurigkeit zu bekämpfen. Ich will nicht wieder hinübersehen.
Plappernd kommt mir, mit kindlichem Lachen, ein reizendes kleines Mädchen von ungefähr acht Jahren entgegen. Ihr Blick befiehlt, Fluchtgedanken zu unterlassen. Aber ich habe auch gar nicht den Wunsch zu flüchten.
„Oh, Mr. Chaplin,“ sprudelt das kleine Ding hervor, „ich habe Sie schon auf dem ganzen Schiff gesucht. Bitte, nehmen Sie mich doch mit wie Jackie Coogan. Wir könnten so schön zusammen Fenster zerschmeißen und viel Unsinn machen. Ich liebe Ihre Filme so sehr.“
Sie nimmt meine Hand und sieht mir ins Gesicht.
„Sie sind so klug und wundervoll. Wollen Sie mich nicht unterrichten wie Jackie? Er ist so geworden wie Sie. Ach, wenn ich doch nur wie er werden könnte!“
Mit einem begeisterten Ausdruck in ihrem Gesichtchen schwatzt sie weiter und läßt mir wenig Möglichkeit, selbst zu Worte zu kommen. Es ist mir auch lieber, ihr zuzuhören als selbst zu sprechen.
Ich winke meinen Freunden zum Abschied zu und gehe dann mit ihr weiter, von Zeit zu Zeit über die Reeling weg einen Blick auf die Menge werfend.
Reporter. Sie wittern irgend etwas besonderes in meiner Angelegenheit mit dem kleinen Mädel. Ich

beantworte alle Fragen. Dann die Photographen. Wir werden zusammen aufgenommen. Und die Filmleute kurbeln. Wir sehen auf die Freunde am Ufer drüben zurück.

Das kleine Mädchen fragt: „Sind das alles Schauspieler und beim Film? Warum sind Sie so traurig? Tut es Ihnen leid, England zu verlassen? Aber Sie werden doch so viele Freunde in Amerika wiederfinden. Ach, Sie können glücklich sein, denn Sie haben doch Freunde in der ganzen Welt."

Ich sage ihr, daß es nur der Abschied an sich sei, der schmerze. Der Gedanke, Abschied nehmen zu müssen, sei immer traurig. Leben heiße sich trennen! Und hier fühle ich, daß es eine Trennung ist von neuen Freunden, daß meine alten mich in Amerika erwarten.

Wir gehen über das Deck, und sie spricht über die Vorzüge meiner Filme.

„Liebst du Dramen?" frage ich.

„Nein, ich lache lieber, aber ich selbst würde gerne die Leute weinen machen. Es muß sehr schön sein, ‚Wein'-Rollen zu spielen, aber ich sehe es nicht gerne."

„Und du möchtest, daß ich dich mitnehme?"

„Nur zum Film, wie Jackie, ich würde zu gerne Fensterscheiben zerbrechen."

Sie hat dunkles Haar und ein wunderbares Profil von spanischem Typ, mit einer feingeformten Nase und geschwungenem Munde. Ihre Augen sind empfindsam, dunkel und schimmernd, Leben und

Lachen spielt in ihnen. Wie zärtlich und kindlich liebevoll sie sein kann, wenn sie ernst wird.
„Du willst Fenster zerschmeißen? Du bist sicher eine Spanierin“, antworte ich ihr.
„Nein, keine Spanierin; ich bin jüdisch“, sagt sie darauf.
„Das spricht für deine Begabung.“
„Ach, halten Sie die Juden für klug?“ fragt sie lebhaft.
„Natürlich, alle großen Genies hatten jüdisches Blut in den Adern. Nein, ich bin kein Jude,“ — sie will gerade diese Frage stellen — „aber ich habe bestimmt einen Tropfen davon in meinem Blut. Ich hoffe wenigstens.“
„Ach, ich bin sehr froh, daß Sie die Juden für begabt halten. Sie müssen meine Mutter kennenlernen. Sie kann großartig reden. Und sie trägt herrlich vor und ist überhaupt so gescheit. Und ich bin auch sicher, daß mein Vater Ihnen gefallen würde. Er liebt mich sehr und ich glaube sogar, er bewundert mich ein bißchen.“
So schnattert sie unaufhörlich, während wir weitergehen. Dann plötzlich: „Aber Sie sehen müde aus. Bitte, sagen Sie es mir, und ich werde mich schleunigst davonmachen.“
Als das Schiff abgeht, kommt ihre Mutter auf uns zu, und das Kind stellt uns mit vollendeter Gewandtheit und ohne Scheu einander vor. Ein feines, kultiviertes Wesen.
„Komm, Darling, wir müssen in die zweite Klasse gehen, du kannst hier nicht bleiben.“

Ich mache mit dem kleinen Mädchen eine Verabredung zum Lunch zwei Tage später und freue mich schon darauf.
Den größten Teil des zweiten Tages verbringe ich mit Lesen von Frank Harris, Waldo Frank, Claude McKay und Major Douglas' „Economic Democracy".
Am nächsten Tage komme ich mit Miss Taylor, einer berühmten englischen Filmschauspielerin zusammen und mit Mr. Hepworth, einem einflußreichen Direktor. Miss Taylor, zwar scheu, zurückhaltend und sensibel, hat viel Charme.
Sie sind auf ihrer ersten Amerikareise, wir werden bald gute Freunde. Wir sprechen über das Charakteristische des amerikanischen Volkes, wie es sich in seinem jugendlich-frischen Zupacken von den ruhigen, scheuen, zurückhaltenden Engländern unterscheide.
Ich gerate in Feuer, als ich von Amerika spreche. Ich schildere Haltestellen, Warnungstafeln, Broadwaylichter, Volkstheater, Billetthändler, Untergrundbahnen, den Automaten und seine große Schwester, die Caféteria. Es macht großen Eindruck auf meine Freunde, nur manchmal sind sie etwas mißtrauisch. Ich möchte ihnen am liebsten alles selbst zeigen, um ihre Reaktionen zu beobachten.
Beim Lunch am nächsten Tage ist das kleine Mädchen die Seele der ganzen Gesellschaft. Einmal ist sie voll musikalischen Gelächters, im nächsten Augenblick erzählt sie aufgeregt von irgendeinem

Ereignis auf dem Schiffe. Ihre kleinen Geschichten sind alle interessant. Wieso sehen Kinder viel mehr als Erwachsene?

Sie hat einen großen Tag. Ich müsse unbedingt ihren Vater besuchen, er gleiche mir so sehr. Er habe dasselbe Temperament, er sei solch ein guter Vater. Und so nett zu ihr. Und sie schwatzt weiter ohne Punkt und Komma.

Dann fragt sie wieder, ob ich nicht müde sei. „Setzen Sie sich doch.“ Und sie steckt mir ein Kissen hinter den Kopf und wünscht mir „Gute Nacht“.

Die Stunden mit ihr machen, daß die Zeit an Bord doppelt schnell und angenehm verstreicht.

Einen Tag später schlendere ich mit Carl Robinson auf dem Oberdeck herum, um allein zu sein, als ein Mann mir auffällt. Er sieht zu einem Drahte empor, der von einem Schornstein zum andern läuft und auf dem ein kleiner Vogel sitzt. Ich überlege, wie er dahin gekommen und ob er seit unserer Ausreise aus England schon da sein mag.

Der andere Beobachter bemerkt uns. Lächelnd wendet er sich uns zu. „Der kleine Vogel scheint zu glauben, es gehe ins gelobte Land.“

Sofort stelle ich fest, daß er irgend jemand besonderes sein muß. Solche Gedanken haben nur Dichter. Später treffen wir auf meine Einladung hin wieder zusammen, und ich erfahre, daß es der Komponist und Pianist Easthope Martin ist. Er war im Kriege, der seine Spuren in dieser feinen empfind-

samen Seele hinterlassen hat. Er war gasvergiftet. Ich kann mir einen solchen Mann nicht im Schützengraben vorstellen.

Er hat einen sehr zarten Körper, und wenn er spricht, muß ich mir immer mit tiefem Mitleid seine große Seele im Erregungszustande vorstellen.

Am letzten Abend der Reise findet das unvermeidliche Konzert statt. Wir haben Neufundland passiert und sind in dichtem Nebel. Von Zeit zu Zeit heulen die Nebelhörner, ein krasser Gegensatz zu der Musik drinnen.

An einem sehr stürmischen Tage frühmorgens um sieben Uhr kommen wir an, es wird elf Uhr, ehe wir ausgesetzt werden können. Während dieser ganzen Zeit wimmelt es von Reportern und Kameraleuten. Ich bin fast froh darüber, weil es Miss Taylor und Mr. Hepworth einen Schimmer von dem echten amerikanischen Betrieb gibt. Ich verabrede mich mit ihnen für den Abend zum Essen bei Sam Goldwyn.

Der Abschied hier fällt weniger schwer, denn wir gehen ja alle in dasselbe Land und haben Gelegenheit, uns wiederzusehen.

Meine kleine Freundin kommt aufgeregt zu mir gelaufen mit einem Geschenk in der Hand, einer silbernen Markenbüchse.

„Ich hoffe, Sie werden eine Marke aus dieser Büchse nehmen, wenn Sie mir den ersten Brief schreiben. Auf Wiedersehen."

Sie drückt mir die Hand. Wir sind wie wirkliche

Liebesleute und müssen behutsam miteinander umgehen. Sie bittet, ich solle mich nicht überarbeiten: „Vergessen Sie nicht, uns zu besuchen. Sie müssen Papa kennenlernen. Auf Wiedersehen, Charlie."

Sie grüßt und ist fort. Ich gehe in meine Kabine, um dort zu warten, bis man an Land gehen kann. Ein leises Klopfen. Sie kommt herein.

„Charlie, ich konnte Ihnen da draußen vor allen Leuten keinen Kuß geben. Auf Wiedersehen, lieber Charlie. Achten Sie auf sich."

Das ist echte Liebe. Sie küßt mich auf die Backe, und fort ist sie.

Am Abend auf der Gesellschaft von Goldwyn ist auch Easthope Martin. Er spielt aus seinen eigenen Kompositionen und macht uns atemlos lauschen. Er ist sehr dankbar für unseren aufrichtigen Beifall, sonst aber zurückhaltend und bescheiden, trotzdem er der Höhepunkt des Abends ist.

Nach dem Essen mache ich eine Entdeckungsreise mit den englischen Filmleuten, und ihr Erstaunen über die Wunder von New York erfreut mich.

„Was sagen Sie nun?" frage ich.

„Großartig," sagt Hepworth, „es gefällt mir sehr. Etwas gleichsam Elektrisches liegt in der Luft, eine treibende Kraft. Ihr müßt ja vorwärtskommen."

Wir gehen in ein Nachtlokal, wo die Elite von New York verkehrt, und tanzen bis Mitternacht. Dann sage ich ihnen gute Nacht, in der Hoffnung, sie wiederzusehen, wenn sie nach Los Angeles kommen.

Am nächsten Abend esse ich bei Max Eastman und treffe dort McKay, den Negerdichter. Er ist sehr schön, ein Vollblut-Neger aus Jamaika von nicht mehr als fünfundzwanzig Jahren. Ich kann verstehen, warum man ihn für einen afrikanischen Prinzen hält. Er hat die Haltung danach.

Ich habe eine Reihe seiner Gedichte gelesen. Ein wahrer Edelmann, mit der Empfindsamkeit des Dichters und dem Humor des Philosophen, und dazu fast schüchtern, überempfindlich, aber von einer Würde und Haltung, die ihn von der Masse unterscheidet.

Auch viele andere Freunde sind da, und wir sprechen von Max' neuem Buch über den Humor. Die Meinungen sind verschieden, ob man es „Sense of Humour" oder „Psychology of Humour" nennen soll. Dann Gespräche über meine Reise. Claude McKay fragt mich, ob ich Shaw gesehen habe. „Schade", sagt er. „Sie würden ihn gern gehabt haben, und er hätte sich sehr mit Ihnen gefreut." Claude fesselt mich sehr. „Wie schreiben Sie Ihre Gedichte? Schreiben Sie sie sofort nieder? Oder bereiten Sie sich vor?" Ich versuche über seine Rasse zu diskutieren. „Wie wird Ihre Zukunft sein? Wird sie . . ."

Er zuckt die Achseln. Ich erinnere mich, daß er ja ein Dichter ist, ein Aristokrat.

Am nächsten Abend esse ich mit Waldo Frank und Marguerite Naumberg zusammen, und wir besprechen ihr neues Erziehungssystem. Sie hat eine

Schule, in der die Kinder ihren Anlagen und ihrer Persönlichkeit gemäß erzogen werden. Ein Versuch mit der Individualität. Sie kämpft allein dafür, aber erzielt wunderbare Resultate. Wir sprechen bis in den Morgen hinein über allerlei, sogar über die vierte Dimension.

Am nächsten Tage meldet sich Frank Harris bei mir und wir beschließen, zusammen nach Sing Sing zu fahren. Frank ist niedergeschlagen und nachdenklich. Er möchte von New York weggehen, um seine Zeit seiner Autobiographie zu widmen, ehe es zu spät ist. Er hat so viel zu sagen, daß er es niederschreiben möchte, während er noch geistig ganz frisch ist.

Ich versuche ihm klarzumachen, daß das Bewußtsein des Alterns das Zeichen eines regen Geistes sei. Das Alter mache den Verstand nicht träge. Harris erzählt von George Meredith und einem wundervollen Buch, daß er geschrieben habe. Und dann in seinem Alter habe George Meredith es umgeschrieben. Es sei zwar viel besser in der Umarbeitung geworden, aber alles rote Blut habe gefehlt. Es habe alt, welk gewirkt, wie der Verfasser selbst. Man könne im Alter die Dinge nicht mehr klar sehen. Und Harris sagt, er wolle nicht dieselbe bittere Erfahrung machen müssen.

Alles das wird auf dem Wege nach Sing Sing gesprochen. Frank ist ein wundervoller Unterhalter, wie sein Freund Oscar Wilde es war. Derselbe glänzende, sprühende Witz, stets mit einer Ent-

gegnung zur Hand. Und was für einen Fonds an Wissen hat er. Wenn seine Selbstbiographie nur halb so gut wird wie seine Biographie von Wilde, wird es schon genügen.

Sing Sing. Der große graue Häuserkomplex wirkt auf mich wie ein Schlag ins Gesicht der Zivilisation. Dieses riesige düstere Ungetüm mit seinen tausenden von starrenden Augen. Im Besuchsraum. Junge Menschen in grauen Kitteln. Gott sei gedankt, die Zeit der berüchtigten Streifen ist vorüber. Das ist schon ein Fortschritt, ist menschlicher, nicht mehr ganz so roh. Ein winziges Kind hält die Hand seines Vaters und spielt mit seinem Haar, während dieser mit seiner Frau, der Mutter des Kindes, spricht. Ein anderer Gefangener hat die beiden welken Hände einer alten Dame ergriffen. Unsichtbar über alledem thront das Wort „Mutter“. Ich schäme mich, Zeuge der Gefühle dieser armen Menschen zu sein.

Wie alt alle aussehen, Kinder, Frauen, Mütter. Die Jugend ist aus diesen Gesichtern gewichen und hat Zügen von Leiden und Kummer Platz machen müssen, Zügen von Trauer und Tränen. Besonders die Gesichter der Frauen hat der Griffel des Lebens gezeichnet. Männer leiden körperlich, Frauen in der Seele. Die Männer sehen resigniert aus. Der Geist ist von ihnen gewichen. Was in aller Welt mag hinter diesen grauen Mauern geschehen, das ihn so vollständig abtötet?

Die Ergebenheit der Gefangenen wirkt fast kind-

lich in ihrer Größe, wie sie da sitzen mit ihren Kindern, mit ihren Frauen sprechen, da und dort ein Liebender mit seinem Mädchen; jeder von ihnen hat eine gewaltsame Geschichte in das Buch des Lebens eingezeichnet. Aber Liebe schwingt in diesem Raum, unbekümmerte Liebe. Warum genießen Sünder immer so viel Liebe? Warum geben Sünder so wunderbare Liebende ab? Vielleicht liegt ein Ausgleich darin. Liebe spricht hier aus jedem Blick. Die Kinder spielen auf der Erde. Ihr Lachen ist wie eine Erlösung. Übrigens findet sich auch in diesem Raum eine neue Erleichterung: keine Schranken trennen mehr die Liebenden voneinander. Die Menschen ändern und verbessern, aber die Tragödie bleibt gewaltig wie je.

Die Wohnzellen sind altertümlich, ein Unmensch oder ein Wahnsinniger muß sie erdacht haben. Kein Architekt kann so etwas für menschliche Wesen schaffen. Haß, Unwissenheit und Abgestumpftheit hat sie erzeugt. Ich höre, daß man ein neues Gefängnis bauen will, gesünder, mit größerem Verständnis für die menschlichen Bedürfnisse. Bis dahin werden die armen Burschen diese furchtbaren Zellen ertragen müssen. Ich würde verrückt darin werden.

Ein Hauch von Freiheit: eine Anzahl Gefangener geht draußen spazieren, andere sind bei der Arbeit. Das Honoursystem ist eine große Sache, gibt den Leuten die Möglichkeit, sich ihre Selbstachtung zu erhalten.

Man hat von meinem Kommen gehört, die meisten scheinen mich zu kennen. Ich bin bestürzt. Was soll ich sagen? Wie ihnen näherkommen? Ich winke ihnen zu. „Guten Tag". Nur keine Konversation! Ich bin „Charlie". Will komisch sein. Ich lege los. Wirble meinen Stock und spiele mit meinem Hut, schlage mit den Beinen nach hinten aus. Gehe ganz auf in diesen Witzen. Das ist das richtigste.

Nicht gefühlvoll, nicht überströmend sein, nicht Moral predigen — das haben sie satt. Was haben wir denn Gemeinsames? All unsere Ansichten müssen gänzlich verschieden sein. Sie sind gefangen — ich bin frei.

Sie zeigen mir einen Pokal, ein Geschenk von Sir Thomas Lipton mit der Inschrift: „Wir alle haben gefehlt."

„Wie sollen wir also wissen, daß ein paar von euch es nicht getan haben?" frage ich scherzend. Das gefällt ihnen, sie wollen, ich soll sprechen.

„Ihr Brüder Verbrecher und Menschen Sünder! Christus hat gesagt: ‚Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.' Ich kann den Stein nicht werfen, trotzdem ich einen Kompromiß geschlossen und viele Eierkuchen geworfen habe. Aber ich kann den ersten Stein nicht werfen." Manche verstehen es. Andere nicht.

Wir müssen nachsichtig sein. Ich will nicht Verbrechern und schlechten Menschen das Wort reden. Die Gesellschaft muß geschützt werden. Wir sind

mehr an der Zahl als die Verbrecher und haben also die Oberhand. Wir müssen sie auch behaupten; aber wenigstens mit Überlegung kann man die Verbrecher behandeln, denn schließlich ist das Verbrechen ein Produkt der Gesellschaft.

Der Zuchthausarzt erzählt mir, daß nur wenige unter ihnen erblich belastete Verbrechernaturen seien, daß die meisten durch die äußeren Umstände ins Verbrechen getrieben wurden oder es aus Leidenschaft begangen haben. Ich kann eine Reihe gemein aussehender Männer, aber auch einige besonders gut aussehende beobachten.

Ich glaube kaum ernsthaft daran, daß die Gesellschaft sich auf verständige und menschliche Weise schützen könnte. Ich würde die Gefängnisse abschaffen. Würde sie Hospitale nennen und die Gefangenen wie Kranke behandeln.

Ein Problem, das zu lösen ich mir nicht zutraue.

Das Totenhaus. Es ist furchtbar. Ein einfacher, kahler Raum, ziemlich groß, mit einer weißen Tür, nicht grün, wie man mir gesagt hatte. Der berüchtigte elektrische Stuhl, ein einfacher, hölzerner Lehnstuhl, und ein einziger Draht, der auf ihn zuführt. Das also ist das Instrument, das Menschenleben vernichtet. Es ist fast zu primitiv, noch nicht einmal dramatisch. Ganz nüchtern und sachlich.

Jemand berichtet mir, wie der Gefangene überwacht wird, nachdem er in den Stuhl geschnallt worden ist. Guter Gott! Wie kann man ruhigen Blutes mit solcher Exaktheit vorgehen. Und man hat

schon einmal sieben an einem Tage getötet. Ich muß dies unheimliche Zimmer verlassen.

Draußen gehen in einem kahlen Hof zwei Männer auf und ab, einer klein, die Pfeife im Mund, munter ausschreitend, an seiner Seite ein Wächter. Der Aufseher verkündet uns kurz: „Der nächste für den Stuhl."

Abschreckend. Als er uns gerade entgegenkommt, kann ich sein Gesicht sehen. Tragisch und aufrüttelnd. Noch lange werde ich es vor mir haben.

Die Arbeitsräume. Wie sie daliegen, mit den Bergen als Hintergrund, wirkt fast wie eine Ironie; aber die Wirkung ist gut, sie vermittelt einen Hauch von Freiheit. Ein vernünftiges System herrscht hier, mit toleranten, einsichtsvollen Aufsehern. Flüsternd frage ich einen: „Ist Jim Larkin hier?" Er ist bei der Schuhfabrikation, wir gehen ihn einen Augenblick besuchen. Das ist zwar gegen die Regel, aber wegen der besonderen Gelegenheit wird die Regel außer acht gelassen. Larkin reckt sich auf. Groß, etwa sechs Fuß und zwei Zoll, ein schöner stämmiger Ire. Als er erfährt, wer wir sind, spricht er vorsichtig.

Er könne nicht bleiben, dürfe seine Arbeit nicht verlassen. Er sei zufrieden. Nur beunruhigt wegen seiner Frau und seiner Kinder in Irland. Ihretwegen sei er in Sorge, sonst sei alles in Ordnung.

Er hat noch vier Jahre vor sich. Er scheint auch von seiner Partei verlassen zu sein, trotzdem man Anstrengungen gemacht hat, sein Urteil revidieren

zu lassen. Schließlich ist er kein gewöhnlicher, sondern ein politischer Verbrecher.

Er fragt mich nach meiner Aufnahme in England. „Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben, aber ich muß jetzt zurück."

Als Frank ihm sagt, er wolle ihm helfen, seine Freiheit wiederzuerlangen, lächelt er und drückt fest Franks Hand. „Danke". Harris erzählt mir, daß er ein gebildeter Mann und ein feiner Schriftsteller sei.

Aber das Gefängnis hat ihn gezeichnet. Die Lebendigkeit und der Geist, die in diesen irischen Augen gelegen haben mögen, sind nicht mehr darin. Dieselben Augen, die einst freudig blickten, haben jetzt einen sehnsüchtigen Ausdruck.

Jedenfalls hat unser Besuch einen Zweck gehabt: Er mag ihm etwas Hoffnung gemacht haben, er fühlt sich nicht mehr ganz vergessen. Wir kommen zu der Einzelhaftzelle, wo Aufrührer eingesperrt werden.

„Dieser junge Mann hier hat versucht, auszurücken, ist aufs Dach geklettert, wir hinterher", erklärt der Wächter.

„Ja, es war fast wie im Film", sagte der Junge. Er ist verwirrt. Wir versuchen ihn aufzuheitern.

„Was er auch gemacht haben mag, er ist verdammt geschickt", sage ich zu dem Wächter. Das hilft. „Nächstes Mal mehr Glück", wünsche ich ihm. Er lacht. „Danke. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Charlie."

Er ist gerade neunzehn, hübsch und gesund. Ein Jammer, die größte Tragödie von allen. Ein Falschmünzer, hier ist er zusammen mit Mördern.
Wir gehen, ich werfe noch einen Blick auf das Gefängnis zurück. Wie kann man nur Gefängnisse und Kirchhöfe in so schöner Landschaft bauen? —
Am nächsten Tag ist alles mit Vorbereitungen für die Rückreise nach Los Angeles beschäftigt. Ich rücke aus und gehe zu einer Matinee, um mir Marie Doro in „Lilies of the Field" anzusehen; abends gehe ich in ein herrliches Stück, „The Hero". Ein junger Schauspieler, Robert Ames, gibt vielleicht das beste, was ich je in Amerika gesehen habe.
Unterwegs. Heimwärts mit der ganzen Geschwindigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Telegramm von meinem Manager fragt, wann ich zurück sein und arbeiten werde. Ich drahte ihm, daß ich auf dem Heimwege sei, ungeduldig, nach Hause zu kommen. Ein kurzer Aufenthalt in Chikago. Dann geht's weiter.
Und während der Zug mich zurückträgt, durchlebe ich noch einmal die Ferien von meinem Ich. Jetzt, in der Erinnerung, scheint mir jede einzelne Minute köstlich gewesen zu sein. Die kleinen Schönheitsfehler waren nur oberflächlich. Selbst Reporter fange ich an zu schätzen. Eigentlich ganz ordentliche Burschen, die nur ihre Pflicht tun.
Wie ich so alles noch einmal durchdenke, kommen mir alle meine Erlebnisse außerordentlich wertvoll vor, und ebenso wertvoll die Arbeit, die mich

erwartet. Wenn ich ein Lächeln in die müden Augen von Kennington oder Whitechapel zaubern kann, wenn ich die Tugenden und die Gedanken dieser schlichten Menschen, die ich dort sah, richtig begriffen und verstanden habe, wenn ich auch nur einen Funken in mich aufgenommen habe von dem Geiste der bedeutenden Menschen, die gut gegen mich gewesen sind, dann war es eine wunderbare Reise, und ich bin begierig, zurück an meine Arbeit zu gehen und es ihnen allen zu vergelten.

Während ich schreibe, fällt mir eine Zeitungsüberschrift in die Augen: „Entwaffnungskonferenz". Ist das eine Prophezeiung? Bedeutet es, daß der Krieg nie wieder durch die Welt toben wird? Kommt endlich ein Funke von Vernunft über die Menschheit?

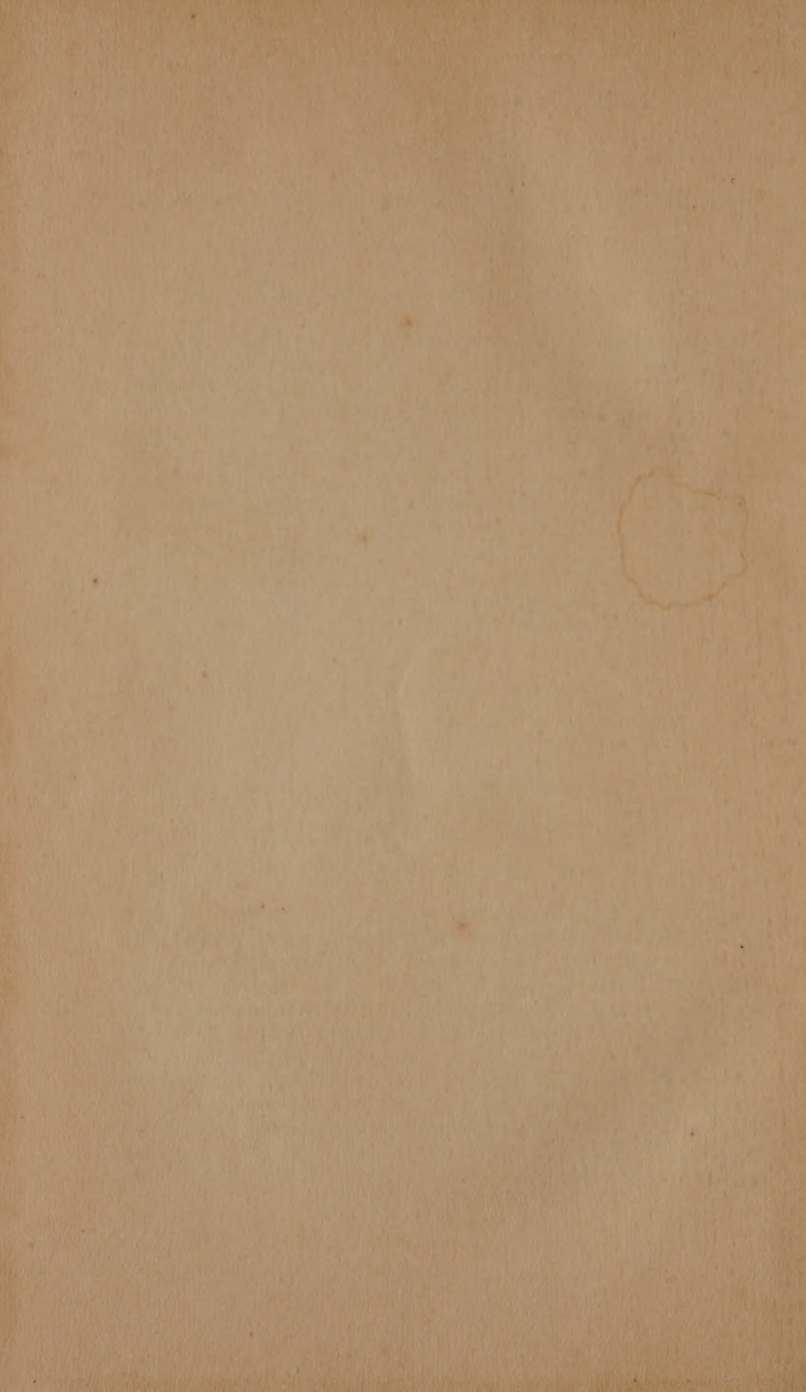
Wir passieren Ogden, Utah. Ein Telegramm bittet mich zum Essen bei Clare Sheridan nach meiner Ankunft in Los Angeles. Verlockende Aussicht. Und diese Depesche, zusammen mit vielen anderen, zeigt mir, daß ich daheim bin.

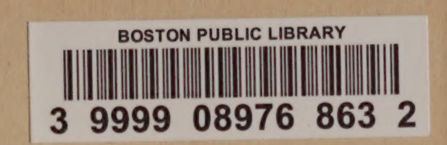
Wieder wende ich mich der Zeitung zu. Meine Ferien sind vorüber. Ich denke über die Entwaffnungsfrage nach. Was wird die Antwort darauf sein? Ich hoffe und glaube, daß es gut werden wird. Wie schreibt doch Tennyson?

When shall all men's good
Be each man's rule, and universal peace
Shine like a shaft of light across the lane
And like a layer of beams athwart the sea?

Ein schöner Gedanke! Können nicht die, die jetzt nach Washington gehen, mehr daraus machen als nur einen Gedanken?
Der Schaffner ruft:
„LOS ANGELES!“
Ade, Reise . . .







BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08976 863 2

